Schöne Frauen.

Handzeichnungen

von

Elise Polko.

Motto:
„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
„Himmlische Rosen in's irdische Leben.“

Erste Reihe.

Zweite Auflage.

Troppau.
Verlag von H. Kolck.
1860.

Inhalt.

Die Prinzessin Visconti.

Motto:
„O Amor qui semper ardes."

Wer ist sie, diese Prinzessin Visconti? — Wann lebte sie? — War dies Leben ein besonders reiches, wunderbares? — — War sie schön — — geliebt? — — Dies kleine Blatt soll jene Fragen beantworten. —

Maria Visconti war der letzte Sproß des erlauchten Geschlechts der Visconti zu Mailand, eine Enkelin der schönen Bianca Visconti, der Gattin des kühnen Francesco Sforza. — Sie tauchte zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Florenz auf. Inmitten aller Wirren einer kriegerisch bewegten Zeit, aus den zerflatternden Rauchwolken des Scheiterhaufens jenes wunderbaren Kirchen- und Staatsreformators Savonarola, erscheint sie, eine süße Blume, ein holdseliges Frauenbild von kaum 17 Jahren.

Ihr Oheim Filippo war es, der sie aus den Armen ihrer Großmutter, aus dem Palazzo Visconti in Mai-

land entführte, um sie nach Florenz und in das Haus seines Freundes, des edlen Gonfaloniere Sordini, in Sicherheit zu bringen. — Er empfahl die elternlose Waise dringend der Obhut des Nobile und seiner Gemahlin und bat sie, über dies Kleinod der Visconti zu wachen wie über ein eigenes Kind, bis er sie wieder zurückverlangen werde aus ihren Händen. — Und es geschah genau nach seinen Worten. Man bewachte die junge Prinzessin so sorglich wie eine seltene Blume, die Gemahlin Sordini's ließ sie keinen Augenblick von ihrer Seite, aber nicht allein weil Filippo es befohlen, sondern weil Maria Visconti gar bald der angebetete Liebling des ganzen Hauses wurde, von dem Gonfaloniere an bis herab zu dem untersten Diener.

Niemand widerstand ja dem Blick dieser dunklen Augen, deren schwarze Wimpern sich so süß und schmachtend hoben, noch dem schmeichelnden Laut der Stimme. Maria schwebte so anmuthig durch die öden Hallen des Palastes, sie lächelte so froh, sie sang so reizend zur Laute, ihre Erscheinung glich einem Alles belebenden Sonnenstrahl. — Aller Herzen wurden ihr unterthan, und der sonst so einsame Palast Sordini sah seine weiten Räume wieder gefüllt von glänzenden Gestalten, die alle kamen, dem neu aufgehenden Gestirn zu huldigen. —

Als die junge Prinzessin nun eines Tages ihrer mütterlichen Freundin ihre erste Bitte vortrug, wie hätte diese sie abzuschlagen vermocht?

Sie redete nämlich von ihres Herzens Wunsch, ein Bildniß anfertigen zu lassen von sich, zum Trost und zur Freude der einsamen Großmutter in Mailand. — Niemand wagte es diesem Verlangen einen Widerstand entgegen zu setzen. Flehte sie doch so rührend! Die großen Augen standen dabei in hellen Thränen, die kleinen Hände waren gefalten ineinandergesunken und die reizenden Lippen berührten kosend die welke Wange der alten Dame. — Warum sollte sie dem Kinde zu all dem geheimen Kummer ihres jungen Herzens dem Fernsein von der Heimath, noch das Leid einer verneinenden Antwort bereiten? — War doch dies Verlangen kein sündlich eitles Begehren, sondern nur die kindliche Sehnsucht, eine ferne Beraubte zu trösten. Auch hatte Filipo keinerlei Verbot hinterlassen, was die Erfüllung solcher Bitte unmöglich gemacht hätte. Und so küßte denn die gute Donna ihren Liebling zärtlich auf die Stirn mit dem Versprechen, sich umzuschauen und Nachfrage zu halten nach einem geschickten und tüchtigen Meister, der solch' Bildniß auszuführen würdig befunden. Diese Worte erhöhten den Frohsinn der jungen Prinzessin und verscheuchten fast jenen Schleier sanfter Schwermuth, der trotz allen Lächelns nie von ihrer Stirne weichen wollte. — Hell auf jubelte sie, als Sordini selbst ihr nach kurzer Frist die Nachricht brachte, daß er einen tüchtigen Meister gefunden, der schon am folgenden Morgen im Oratorium des Klosters von San Marco das Bildniß beginnen wolle. Es sei nämlich, so erklärte der Gonfaloniere, ein Schüler des vielgerühmten

Cosimo Rosselli, der erst seit wenigen Monaten das Klostergelübde in San Marco abgelegt, unter dem Namen Fra Bartolomeo. — Er nannte sich früher Baccio della Porta und stammte aus Savignano in Toscana. In Florenz hatte er zuerst durch ein prachtvoll gemaltes Bildniß Savonarola's Aufsehen erregt, doch rühmte man auch seine Altarbilder und Fresken sehr. Seine Farben waren von einem Schmelz und seine Gestalten von einer Anmuth, die an die vollendetsten Schöpfungen des Leonardo da Vinci erinnerten. Fra Bartolomeo war ein Mann von etwa 36 Jahren mit einem ernsten Angesicht und großen traurigen Augen. Seine Gestalt war hoch und schlank und seine Stimme leise und sanft. — — Und es kam ein Tag, wo die Prinzessin Visconti in dem Oratorium des Klosters di San Marco erschien in Begleitung des Gonfaloniere und seiner Gemahlin. — Das Sprachgitter war hinweggeschoben und einen Sessel mit sammtenen Kissen für die Prinzessin und Tabourets für ihre Begleiter hatte man aufgestellt. Erröthend und lächelnd begrüßte sie den ernsten Mönch, der hinter der Staffelei ihrer harrte. — Neugierig betrachtete sie ihn, der mit prüfendem Blick zu ihr herüberschaute und dann schweigend die Farben auf seiner Palette zu mischen begann, hierauf aber die fein zugespitzte Kohle zur Hand nahm, um zunächst die Umrisse des wunderschönen Köpfchens auf die Holztafel zu bannen. Der Gonfaloniere und seine Gemahlin begannen halblaut zu plaudern und die jungen Nobili,

die mitgekommen waren, mischten sich in das Gespräch. — Fra Bartolomeo trat bald zurück, bald zur Seite — um die beste Stellung zu wählen, — er zeichnete und verglich schweigend. Sein Gesicht war so bleich, — es stand so viel Schmerz auf der gefurchten Stirn, man hätte meinen können, daß das Lächeln ihm für immer fremd bleiben müsse. — Und doch lächelte er, als die Prinzessin ihn nach einiger Zeit so lieblich fragte, ob er auch nicht ermüdet sei. — — Als die Vesperglocke tönte, legte er den Pinsel nieder und verneigte sich tief — die Prinzessin und ihre Begleiter erhoben sich, ein Novize erschien — noch ein freundlicher Gruß, der dem Meister galt, das Sprachgitter schloß sich und die Prinzessin verließ mit ihrem Gefolge das Kloster. — — In den ersten Sitzungen ging es, nach der Meinung des jungen Mädchens, recht steif und langweilig zu — als der Gonfaloniere aber sich von seinem hohen Gaste für die Dauer dieser Stunden Urlaub erbat und auch bereitwilligst erhielt, die jungen Nobili ebenfalls wegblieben und die Dame Sordini nebst einer tauben, alten Dienerin allein ihr Gefolge bildeten, änderte sich die Sache. Die mütterliche Hüterin der Prinzessin pflegte nach der ersten Viertelstunde in dem bequemen Sessel, den man ihr auf den Wunsch der jungen Visconti hingeschoben, sanft einzuschlafen und erst aufzuwachen beim Klange der Vesperglocke, obgleich sie dann niemals eingestand, daß sie geschlummert. — Da gab denn während dieser süß

Stille ein Wort das andere — — und allmälig wurden lange und tiefe Gespräche daraus, — wobei freilich Fra Bartolomeo zuweilen den Pinsel ruhen ließ und sich in Betrachtung des bezaubernden Mädchengesichts gar sehr verlor. — Und er redete von wunderbar ergreifenden Dingen, der bleiche Mönch: — von seiner eigenen verwaisten Jugend, von seinem Leben voll seltsamen Träumereien und von seiner einzigen Liebe, jener heißen, unbezwingbaren Leidenschaft für die heilige Kunst der Malerei. — Weiter erzählte er der lauschenden Hörerin, wie in dies stille Leben ein sengender Blitz geschlagen sei, nämlich die Erscheinung und Lehre des großen Märtyrers Savonarola. — O wie glänzten seine Augen, — wie rötheten sich seine Wangen, als er von ihm, dem Unvergeßlichen, redete, von seinem hinreißenden Wesen und seinen bestrickenden Worten, von seinen Leiden und gräßlichem Tode. — Wie mitleidsvoll hingen die Augen der Prinzessin an seinem Antlitz, wie sanft wußte sie zu trösten, wie klug zu fragen. Und dann erzählte sie ihm von ihrem Dasein und wie auch sie weder Vater und Mutter noch Geschwister gekannt, und von dem schönen einsamen Schlosse in Mailand und seinem Garten, und von der finstern stolzen Großmutter, die so viel weine. — — Da kam es recht oft, daß er Pinsel und Palette sinken ließ und sich auf einen Schemel setzte, um mit einem Lächeln zu ihr herüber zu sehen. — Er vergaß dann das Malen, — und noch so manches Andere, der arme Fra Bartolomeo!

— Nur wenn die Dame Sordini zufällig erwachte, dann war wieder Alles verwandelt, dann malte der Mönch mit dem bleichen Gesichte stumm und eifrig, dann richtete sich die Prinzessin empor, dann leuchtete er wieder auf der reinen Stirn jener Stolz der Visconti, den man in ganz Italien kannte, und der Meister suchte ihn festzuhalten. Das gelang ihm auch besser, als jenen entzückenden Zug von Schelmerei und Trotz, der zuweilen die Lippen des jungen Mädchens umspielte, auf die Holztafel zu bannen. — Und einmal geschah es auch, daß er zu ihr von Rom redete, von der heiligen Stadt, und von seinem theuersten Freunde, den er dort zu besuchen gedenke, sobald er ihr Bildniß vollendet. — Er erzählte ihr, daß dieser wohl der größte Maler sei, der in Italien lebe — ja vielleicht in der ganzen Welt. Auf ihre Frage nannte er ihr den Namen Rafael Sanzio da Urbino. — Mit begeisterten Worten schilderte er ihr seine Schönheit und Grazie, und sagte ihr, daß er ihn trotz seiner Jugend als seinen Meister bewundere in der Kraft der Gestaltung, der Kunst der Perspective und der Erhabenheit der Gedanken. — »Die Heiligen gaben ihm jegliche Gnade, die einem Sterblichen zu Theil werden kann, — man muß ihn lieben und ehren — — und ich habe meine Seele beim ersten Blick auf ihn in seine Gefangenschaft gegeben und liebe ihn wie Nichts in der Welt!« — — So sprach Fra Bartolomeo. Und die junge Prinzessin wurde nicht müde ihm zuzuhören, und wieder und wieder zu fragen nach jenem jungen Meister

aus Rom, von dem der ernste Mönch sagte, daß er ihn liebe wie Nichts in der Welt. —

Wie das wohl sein mochte — Jemand so über Alles zu lieben, — — viel, viel mehr als man eine Großmutter und einen Oheim und die Blumen liebt. Maria Visconti mußte viel über diese Worte nachdenken.

Aber auch Fra Bartolomeo wiederholte sie sich leise, als er allein in seiner Zelle saß und hinüberschaute auf die Wipfel der Pinien, die die Gartenmauern des Palastes Sordini überragten und empfand dabei eine seltsam beklemmende Angst, als ob er eine Lüge gesagt.

Er ließ sie dann noch einmal vorübergehen vor seiner erregten Seele jene Gestalten seines einfachen Lebens, die alle, alle hinter jenem dunklen Vorhang verschwunden waren, den nur der Finger der Sterbenden hebt, — Vater, Mutter, Bruder, Lehrmeister und den erhabenen Freund — jenen Letzten der Schaar, Savonarola den Wunderbaren, Unvergeßlichen! Und dann trat leuchtend und lebend die Gestalt des jungen Rafael vor seinen Geist. — Fra Bartolomeo erinnerte sich jenes Tages, da ihm zuerst das herrliche Selbstporträt Rafaels vor Augen gekommen, jener halb kecke, halb schwermüthige Knabe im Barett, wie er auf den Arm gestützt über die Brüstung eines Balcons schaut. — Später hatte er eine Madonna mit dem Stieglitz von ihm gesehen — — und da war er denn nicht länger zu halten gewesen. Nach Rom mußte er pilgern ohne Rast und Aufenthalt, bis er in die Malerwerkstatt des Rafael getre-

ten, da hatte er seine Arme um ihn geschlungen mit der Bitte: »Nehmt den Fra Bartolomeo zu eurem Schüler an.« — Aber Rafael war erröthet und hatte bewundernd von den Schöpfungen des Mönches von Florenz geredet und ihm in ganz unwiderstehlicher Art begreiflich zu machen versucht, wie er, der Jüngling, von ihm, dem Meister, zu lernen begehre, und wie das nimmermehr anders sein könne.

Dann war aber eine schöne Arbeits- und Studienzeit gekommen für beide, wo der ältere Meister dem jüngeren die Weichheit des Colorits lehrte, und der Jüngere dem Aeltern wiederum in der Anwendung der Perspective Anweisung gab. — Unvergeßliche Stunden flogen so dahin, unzerreißbare Bande schlangen sie um die Herzen beider Männer.

Wie mußte er ihn lieben, den strahlenden Jüngling, den die Frauen anbeteten und die Männer bewunderten. Wen ein Blitz aus diesen Feueraugen traf, der wurde rettungslos sein eigen; wer ihn an der Staffelei sah und den Zügen seines Pinsels folgte, konnte nimmer von ihm lassen. — Ja, Fra Bartolomeo liebte ihn bald wie Nichts in der Welt — — er wußte es genau, als er eben jetzt sich so tief versenkte in das Gedenken seiner. — Es war wahrlich keine Lüge. Wie schwer war ihm das Scheiden geworden! Sein einziger Trost blieb der Abschiedsruf Rafaels: »Ich bin bald bei Euch in Florenz!« — Oft hatte er sich seitdem bis zum Schmerz nach Er-

füllung jenes Versprechens gesehnt — oft fast mit dem Verlangen eines Bräutigams an das edle Angesicht gedacht mit den blitzenden, begeisternden Augen und dem zarten Wangenroth, — an das goldigschimmernde Haar und die wunderschönen Hände des Geliebtesten. — Wie kam es nur, daß diese Sehnsucht seit einiger Zeit eingeschlummert? — Es kamen lange Tage, wo er nicht mehr an Rafael dachte. — Warum wohl? — Er zitterte es sich zu gestehen. — — Ein anderes Antlitz drängte sich jetzt in seine Träume, andere Augen schauten ihn an, — — eine andere Stimme bezauberte sein Ohr — »O ihr Heiligen, rettet mich!« betete er oft. — Und dennoch sog er Tag für Tag das gefährliche Gift ein und — — — malte die Prinzessin Visconti.

Wenn die erste Liebe in einem jungen Herzen aufsteht, so gleicht sie einem Opferfeuer, hell und leuchtend zum Himmel emporlodernd, wenn aber das Herz eines Mannes im Sommer seines Lebens zum ersten Mal liebt, so ist diese Liebe eine verheerende Flamme, der nimmer Einhalt gethan zu werden vermag. Sie verwüstet Alles rings umher für alle Zeiten, — keine Blume, kein Halm entsteht mehr auf dieser Stätte. — Fra Bartolomeo fühlte den heißen Odem dieser Flamme, wenn er im Oratorium des Klosters vor seiner Staffelei und der reizendsten Frauengestalt gegenüber stand, wenn er die Lichter aufzusetzen sich mühte auf diese weiße Stirn, auf dies bräunliche Haar, das in einem feinen

Maschengeflecht gefangen lag, — wenn er das verschleierte Feuer dieser Augen zu malen versuchte, an denen alle Kunst seines Pinsels zu Schanden wurde, wenn er sich in das Incarnat jener Lippen vertiefte, die so lieblich zu ihm lächelten und redeten, und über die unnachahmlichen Tinten des Halses nachsann, den ein fein gefälteltes Spitzenhemd so züchtig umschloß. — Aber der Meister fühlte auch die wilde Glut jenes Feuers, wenn er daheim saß in der Zelle und hinaus schaute den freien Schwalben nach, die fröhlich zwitschernd das Dach des Palastes Sordini umkreisten. Er konnte nicht mehr malen — — kein Heiligenbild gelang ihm — — sie standen alle, ihrer Vollendung harrend, an den Wänden seiner Zelle. — Lockende Bilder waren es, die ihn verfolgten, weiße Arme breiteten sich verlangend nach ihm aus, ein süßer Mund neigte sich ihm entgegen — er taumelte dann in tödtlichem Bangen empor — seine Knie bebten — seine Hände streckten sich aus wie nach einem Halt, — sie berührten den Fuß des Crucifixes zu Häupten seines Lagers, und seine Stirn sank auf die Füße des Gekreuzigten: »Hilf mir — o Herr!« betete der Gequälte. — Nach solchen Kämpfen erhob er sich wohl mit dem festen Entschluß, das Bildniß unvollendet zu lassen, dem Prior Alles zu gestehen — nach Rom zu wallfahrten und strenge Buße zu thun. Er blieb auch fest bis — — zum nächsten Morgen, allwo das Ringen von Neuem begann.

In eben solcher Stunde angstvollen Verzagens war

es, als man ihn aus seiner Zelle in den Klostergarten beschied. — Eine hohe Jünglingsgestalt trat dort aus dem Schatten der Platanen ihm entgegen. Ein Jubelruf aus tiefster Brust und — Rafael Sanzio lag in Fra Bartolomeo's Armen. —

Welch' ein Reden und Fragen — welch' ein inniges Vertiefen in einander, in das gegenseitige Arbeiten und Schaffen! Rafael erzählte mit Begeisterung von neuen kühnen Entwürfen, neuen Aufträgen und Plänen, — im Besondern aber von der Leitung des Baues von St. Peter, die ihm Leo X. übertragen — vornehmlich die kunstvolle Ausführung einer Verstärkung der von dem Meister Bramante etwas zu schwach angelegten vier Hauptpfeiler, welche die Kuppel tragen sollten. — Mit Liebe und Bewunderung redete er von jenem berühmten und weisen Manne, den der Pabst ihm zum Rather und Helfer bestellt, nämlich von dem alten Mönch Fra Giocondo, von dem er sagte, daß er viele Geheimnisse besitze in der herrlichen Kunst der Architectur, ferner berichtete er, wie der heilige Vater keinen Tag vorübergehen lasse, ohne seine Baumeister zu sich zu rufen, um den Bau und die Ausschmückung des Tempels mit ihnen zu berathen. — Fra Bartolomeo konnte während dieser Rede die Augen nicht abwenden von dem wunderschönen Angesicht vor ihm und der alte süße Zauber kam wieder mit voller Gewalt über seine Seele, und es war ihm so wohl, so friedensvoll zu Sinn, wie viele, viele Tage nicht mehr.

— Arm in Arm wandelten sie dann in den breiten Gängen im Schatten der alten Bäume auf und nieder, zwischen den Cypressen her und an den Rosengebüschen vorüber. Die glühenden Tinten des Abends färbten die Landschaft — die Blumen dufteten stärker, eine wonnevolle Kühle berührte die erhitzten Stirnen. Rafael brach im Vorüberstreifen Rose um Rose, bis er einen vollen Strauß in der Hand trug, in den er dann und wann sein Gesicht senkte. — Und Fra Bartolomeo fragte auch den Freund lächelnd, wie es denn mit seiner Verheiratung stehe, die doch sein freundlicher Gönner, der mächtige Cardinal Bibiena, so dringend wünsche, und ob wohl je ein Maler gezögert haben würde, wenn ein so hoher Herr ihm seine eigene Nichte anbiete zur Gemahlin und nun gar, wenn sie so jung und holdselig wie diese Maria da Bibiena. — Eine kleine Weile schwieg Rafael, dann aber legte er seine Hand auf die Schulter des Fragenden und antwortete: »Was das Heiraten anbelangt, so erwiedere ich Euch, daß ich zufrieden bin und den Heiligen täglich danke, weder diejenige, die man mir zuerst geben wollte, noch irgend eine Andere genommen zu haben — — ich bin überzeugt, daß ich sonst nicht auf der Stelle wäre, wo ich jetzt bin.*) — Laßt mir meine Freiheit und scheltet nicht, wenn ich die Rosen pflücke, wo sie sich mir in den Weg drängen, und sie nur so lange in der Hand halte,

*) Rafaels eigene Worte.

als sie duften. — Und nun sei's genug geredet, — nun verlangt mich's, Eure Arbeiten zu schauen. Führt mich an Eure Staffelei, zeigt mir, was Ihr in den letzten Monden geschaffen, Fra Bartolomeo!« — — —

An die Staffelei sollte der Mönch den Freund führen?! — Da stieg sie plötzlich auf in der Seele des Meisters die Erinnerung an die jüngst verlebten Wochen. Er wurde bleich wie ein Sterbender. Jetzt war ja der Augenblick gekommen, wo er offen gestehen sollte, wie lange sein Pinsel geruht, wo die unvollendeten Bilder ihn anklagten, wo er von dem wundersamen Bildniß reden und den Namen der Prinzessin nennen mußte. — Und er that es auch, aber hastig und kalt und mit gesenkten Wimpern: »Ich werde das Conterfei nicht vollenden, ich habe den Muth verloren,« schloß er, »die Aufgabe dünkt mich zu schwer; es wird mir nicht gelingen sie zu lösen. Noch nie brachte mir ein menschliches Angesicht solche ernste Arbeit.«

»Nun, so laßt mich das Bildniß und das Original sehen, vielleicht kann ich Euch ein wenig beistehen. Ihr wißt ja, daß oft fremde Augen jene kleinen Vortheile auf den ersten Blick erspähen, die wir selber unbeachtet gelassen. Laßt den Gonfaloniere fragen, ob ich das Porträt und die Prinzessin selber morgen mit Euch studiren dürfe.«

— — Es war ein gewaltiger Sturm, der bei diesen Worten in dem Herzen des Mönches aufstand, — wieder schlugen die sengenden Flammen hoch empor. Ein

seltsames Gefühl, ein Gemisch von Todesangst und Neid preßte ihm die Brust zusammen, — er gönnte dem Freunde den Anblick der Geliebten nicht, er fürchtete den Eindruck der Erscheinung Rafaels auf die Prinzessin. Aber alle diese quälenden Empfindungen währten nur kurze Zeit: Fra Bartolomeo schlug fromm ein Kreuz und die bösen Gedanken wichen. Er sandte zur Anfrage einen Boten in den Palast Sordini und die Rückantwort lautete bejahend. Wie hätte man auch einem Maler den Zutritt verweigern können, dessen Ruhm damals schon ganz Italien durchflog? — — Es war eine hohe Ehre und ein Glück, den jungen Rafael Sanzio zu sehen! —

Und so kam denn ein lichter Tag, wo die Prinzessin Visconti den jungen Freund des ernsten Mönches leibhaftig vor sich stehen sah und in unbeschreiblicher Erregung dem Feuer seines Blickes begegnete. — Wie da Röthe und Blässe rasch wechselten auf dem lieblichsten Frauenantlitz der Welt, wie die Wimpern sich oft senkten, wie unruhig der Athem das Gewand hob. Fra Bartolomeo fand plötzlich das Porträt in keinem Zuge ähnlich. — Rafael trat nun vor die Staffelei, nahm Pinsel und Palette zur Hand und malte. —

Diesmal hatten sich viele Zuschauer versammelt, denn das Gerücht von der Ankunft des jungen Meisters aus Rom war durch ganz Florenz gedrungen, — ein großes Gefolge der vornehmsten Frauen und Männer umgab die Prinzessin. — Aller Blicke waren auf seine

tadellose Gestalt, auf sein wunderschönes Antlitz gerichtet. — Es wurde kein Wort geredet, — fast kein Laut war hörbar — — aber das Bildniß trat mit jedem Pinselstrich lebensvoller hervor und stand endlich in einer Vollendung auf der Holztafel, die jenen Begünstigten, die Fra Bartolomeo heranwinkte, es zu sehen, einen Ruf staunenden Entzückens entlockte. — Wie bleich und ernst stand der Mönch neben seinem heiter blickenden Freunde. Aber er verfolgte nicht die kühnen und freien Pinselstriche Rafaels — seine dunklen Augen hingen mit düsterm Schmerzensblick an den Zügen der jungen Prinzessin. Er sah wie sie aufleuchtete bei jedem Blick auf seinen jungen Freund, — wie ihr Antlitz sich verklärte unter dem Sonnenschein dieser Augen. — Nie, nie war sie ihm so zauberisch erschienen! — — Die Stunden flogen dahin — — allein das süße Mädchenangesicht zeigte diesmal keine Spur von Ermüdung. — Und nun trat auch Rafael zurück und Fra Bartolomeo setzte den Pinsel wieder an, — aber während dessen begann der Gonfaloniere ein Gespräch mit dem Fremden und Rafael erzählte von Rom und seinen Freunden dort, — von dem gelehrten edlen Francesco Francia, von dem Dotario der päpstlichen Kanzlei, dem klugen und weltgewandten Baldassare Turini und dem großherzigen Cardinal Riaro. Er schilderte die Güte und Hoheit des heiligen Vaters, und brachte Grüße von dem Florentiner Giulio da San Gallo, dem Maler, in dessen

Hause sich die schönsten Frauen Roms zu versammeln pflegten, unter denen sein eigenes Weib (Giulio's) dennoch allezeit die Schönste. —

Wie glühend wußte er diese Abende zu beschreiben, wo man im Kreise jener lebensvollen Schönheiten ihm die Laute zu reichen pflegte, um die Lieder des Ricciardo zu singen, nach deren süßen Melodien und Worten zuweilen die Frauen reizend verschlungene Tänze aufführten. — Und immer tiefer wurde der Blick der Prinzessin, aber sie unterbrach durch keinen Laut jene halb geflüsterte Rede, wie sie wohl früher die Erzählungen des Fra Bartolomeo zu unterbrechen pflegte. — — es war als ob sie sich neige, um keinen Hauch zu verlieren, der von diesen Lippen wehte. — Nur einmal, als er schwieg, flüsterte sie: »Ich hörte niemals reden von den Liedern des Ricciardo. Sind sie schön?« — —

»Es sind Liebeslieder, Madonna,« antwortete Rafael Sanzio — — und seinen Blick fest auf das junge Antlitz richtend, sprach er mit dem wunderbaren Wohllaut seiner Stimme folgende Verse:

»Du hast, o Liebe, mit zwo lichten Sonnen
Der Augen, die mich schmelzen, mit der Glut
Aus weißem Schnee und Rosenpurpurblut
Mit holder Pracht und Anmuth eng umsponnen?

D'rum brenn' ich so, daß weder See noch Bronnen
Je löschen könnten solchen Brand; doch thut
Dies immer weiter Glüh'n d'rinn mir so gut,
Daß ich nur brennen will, je mehr entbronnen.«

»Wie selig, wenn, zu sanftem Joch verschlungen,
Den Hals mir ihre weißen Arm' umzweigen,
Ich stürb' vor Weh', hätt' ich mich losgerungen.

Doch Viele schon zog höchstes Glück zum Reigen
Des Todes — — d'rum verstummet, Erinnerungen, —
Und, deiner immer denkend, will ich — schweigen.«

Nach dem letzten Wort erhob sich die Prinzessin bebend und verwirrt: — — — die Sitzung war beendet. — Sie grüßte stumm, — aber ihr Blick verweilte einen Moment mit einem bezaubernden Ausdruck von scheuer Glut auf Rafael Sanzio. »Wann wird das Bildniß unserer jungen Herrin vollendet sein?« fragte Sordini. »Morgen,« lautete die Antwort.

»Morgen! also noch ein Morgen!« so seufzte ein junges, heftig schlagendes Mädchenherz.

»Noch ein Morgen!« lautete der helle Gedanke Rafaels. »Der letzte Morgen,« murmelte Fra Bartolomeo. — — — In der Nacht, die diesem Tage folgte, tönte eine Laute in dem Garten des Palastes Sordini, und die schönste Männerstimme sang die Worte:

»Du hast, o Liebe, mit zwo lichten Sonnen« u. s. w.

— — Wer lauschte wohl, im weißen, zum Boden niederwallenden Gewand, auf hohem Balcone, versteckt zwischen blühenden Orangen und Myrthen, diesen süßen Klängen? — Die Dame Sordini war es nicht — die hörte jenen Gesang auch halb im Traume, und das Haupt zur anderen Seite wendend, erinnerte sie sich daran, wie

einst auch ihr solche Lieder gesungen worden. Welch' holdseliges Angesicht neigte sich aber über das Gitter? — Wem gehörte jene zitternde kleine Hand, die sich auf das Herz preßte, als wolle sie die wilden Schläge niederhalten? — Längst waren Worte und Töne verhallt — da flüsterten noch die Lippen der Prinzessin Visconti im seligsten Traume:

»Und deiner immer denkend will ich schweigen.«

— — Jene Sonne, die die Liebe einer Julie und ihres Romeo reifen sah, zeitigt die Gefühle der Herzen. Ein Tag unter jenem ewig blauen Himmel genügt, um sich für eine Lebenszeit zu lieben — — Wochen zählen Jahre — — ein Beisammensein von wenigen Stunden reicht hin, um einander in Ewigkeit nimmer wieder zu vergessen. — Die Prinzessin Visconti liebte ihn, jenen Alles besiegenden strahlenden Freund des ernsten Mönches, sie liebte ihn von dem ersten Blick mit jener sagenhaften Liebe, die »stark ist wie der Tod«. — Sie zitterte und verzweifelte bei dem Gedanken, ihn nicht mehr zu sehen, von ihm sich wieder zu trennen. Ein Leben ohne ihn erschien ihr plötzlich wie eine sternenlose Nacht. — Tausend wirre Pläne, wie sie das Verlangen entwirft und die Leidenschaft sie ausführt, nahmen ihr das Gebet von den Lippen und raubten ihr den Schlaf. — Ihre Blässe war rührend, in der sie am nächsten Morgen im Oratorium des Klosters von San Marco erschien. — Vor dem unsagbar traurigen Blick Fra Bartolomeo's schlug

sie die Augen nieder, — um aber doch im nächsten Moment erröthend und lächelnd seinen Freund zu begrüßen, der einen Blumenstrauß auf jenen Schemel niederlegte, auf den ihre kleinen Füße sich stützten. —

Noch einmal ergriff der Mönch Pinsel und Palette — aber nur kurze Zeit arbeitete er, dann trat er bei Seite. »Meine Augen sind heute trübe, legt Ihr die letzte Hand an, mein Freund,« sagte er. »An den Augen und an der Gewandung dürftet Ihr wohl noch einige Arbeit finden!« —

Ob er noch Arbeit fand? — — Länger vielleicht, als selbst Fra Bartolomeo es begreifen konnte, denn er war es, der endlich fast hart sagte: »Laßt es genug sein, Rafael Sanzio, das Bildniß ist vollendet.« — — Da legte Rafael den Pinsel nieder und rückte die Staffelei mit der Holztafel zur Seite, den Beschauenden gerade entgegen. — Alle erhoben sich, das Porträt zu betrachten. Der Prinzessin allein den Vorrang lassend drängten sie sich herbei — — welch' ein Staunen, welche Bewunderung! — —

Frei und herrlich trat der Kopf aus dem dunklen Grunde hervor. Das braune, goldig schimmernde Haar war in einem Netze von breiten Maschen gefangen und ringsum mit Sammetschleifen von dunkelrother und graublauer Farbe verziert. An den Schläfen war die Fülle der Locken fest und frei zurückgestrichen und ein zierlich geformtes Ohr wurde sichtbar. Die ernste Hoheit

der königlichen Stirn erschien milder durch die zarte Beugung der Schläfen und die sanft geschweiften dunkeln Brauen. Groß angelegt war in diesem Frauenkopfe der Bau der obern Augenhöhlen — ruhig und still lag das Auge mit seinem tiefen keuschen Blick zwischen den mandelförmig geschnittenen Lidern. Eine verhüllte Glut lag in diesem Aufschauen, eine ernste Frage, eine unbewußte unendliche Sehnsucht. — Die zarte und doch volle Wange rundete sich lieblich nach dem mädchenhaft trotzigen Munde zu, dessen Form an die Lippen der antiken Diana erinnerte. Der Schnitt der Nase, mit ihrer breiten Wurzel und feinen Spitze, gab dem Antlitz jenen Ausdruck stolzer Entschlossenheit, jenen Zug von Energie, der die Gesichter und Herzen der Visconti's auszeichnete. Das reizend gerundete Kinn verrieth ebenfalls in seiner Form das willensstarke Geschlecht, dessen letzten Sproß der Pinsel Fra Bartolomeo's zu verewigen berufen sein sollte. —

Von ihm, dem Meister des Colorits, waren denn auch jene grauen Schattentöne mit bräunlicher Lasur um Mund und Augen, jene seltsamen bezaubernden Schlagschatten, die sein Freund Rafael so sehr bewunderte. Rafael dagegen hatte neue, schärfere Lichter aufgesetzt und dem Kopfe jenen Ausdruck gegeben, den Fra Bartolomeo's bebende Hand zuletzt nicht mehr festzuhalten vermocht, er hatte auch die Gewandung gemalt. Sie war von derselben vornehmen Einfachheit wie der Kopfputz der jun-

gen Prinzessin. Das Busenhemd, in einer schmalen Spitzenkrause auslaufend, legte sich, vom Halse herab, knapp und faltenlos, rund um Nacken und Brust. — Der Linnenstoff war mit goldenen Leisten reich gestickt. Das verschlungene Muster dieser Stickerei fand man später in den Arabesken der Rafael'schen Loggien wieder. — Ein dunkelrothes Mieder, mit einer tiefgrünen breiten Borte besetzt, wurde durch Schulterbänder von derselben Farbe gehalten. — Der Aermel eines Kleides von blaßroth schillernder Seide setzte weit und bauschend an der linken Schulter an, während über die rechte ein scharlachrother Tuchmantel verhüllend geschlagen war. Und trotz der leuchtenden Farbenpracht dieses Ueberwurfs erschienen doch die zarten Fleischtöne in ungetrübter Frische, verbreitete das Antlitz einen Rosenschimmer, der Alles besiegte. — Das Ganze war ein vollendetes Meisterwerk von hinreißender Wirkung.

Mitten in all' das Schauen und Entzücken darüber fiel der schrille Klang der Vesperglocke — — ein Abschiedsruf. — Fra Bartolomeo wandte sich zu der Prinzessin — — einen langen Blick warf er auf sie — er wußte, es war der letzte. Schmerz, Anbetung und sanfte Ergebung stand in seinen Augen. – Tief verneigte er sich noch einmal vor der schönen Gestalt, die freundlich und unbefangen seinen Gruß erwiedert, dann trat ein Novize vor und schloß das Sprachgitter. — — Rafael aber geleitete die Prinzessin und ihr Gefolge durch den Kreuzgang in's

Freie, wo die Sänfte und Rosse harrten. — Man ließ das junge Paar neben einander vorausschreiten. Wie edel erschien seine Gestalt in der schwarzsammtenen spanischen sogenannten Halbtracht. – Sie redeten kein Wort mit einander diese Beiden, — sie schlug nicht einmal ihre Augen zu ihm auf — — aber sie blieb einen Moment stehen an einem der Bogenfenster die in den Klostergarten gingen. Ein blühender Rosenbusch drängte sich dort herein mit tausend Blüthen. — Ihre feinen Finger brachen eine der schönsten Knospen. — Als Rafael Sanzio später in die Zelle seines Freundes trat, blühte diese Rose an seiner Brust. Mit leuchtenden Augen rief er, ihn umfassend: »O Fra Bartolomeo — — die Welt ist schön — selbst in dem Kreuzgang eines Klosters! — Morgen kehre ich nach Rom zurück — und in einem Monat erwarte ich Euch dort, um Euch zu zeigen, daß ich — werth bin, geliebt zu werden.« — — — Und als Fra Bartolomeo tief und lange in dies wunderbare Antlitz blickte, war es ihm plötzlich als könne er nun wieder sagen: »Ich liebe ihn wie Nichts auf der Welt.«

Genau einen Monat später langte der Oheim der schönen Maria Visconti in Florenz an, um seine Nichte heimzuholen nach Mailand. — Es war noch ein junger Ritter aus dem Geschlechte der reichen Sforza aufgetaucht, dem man die Hand der jungen Prinzessin zugesagt. — Filippo fand seine Nichte verändert, bl-

und still. — Der Gonfaloniere klagte, daß sie seit Wochen schon ihre Heiterkeit verloren, ohne daß er einen Grund anzugeben wisse, der sie so traurig mache. »Ich fürchte sie hat Klostergedanken,« seufzte er. »Die wird ihr der Bräutigam vertreiben,« antwortete Filippo finster, »eine Hochzeit macht helle Augen und blühende Wangen. Wir werden sie in einem Monat schon feiern — so lautet der Wille der Fürstin Bianca. — Giulio Sforza selber wartet voll Ungeduld, seit er das Bild gesehen, das Ihr malen ließet.« -

Als man diesen Familienbeschluß der jungen Prinzessin mittheilte, blitzte ein seltsames Feuer auf in ihren Augen, — und der stolze Trotz der Visconti schaute aus den düster zusammengezogenen Braunen. — Aber kein Wort der Entgegnung ließ sie laut werden. Man rüstete Alles zur Abreise nach Mailand — als aber der Morgen anbrach, an dem man Florenz wirklich zu verlassen gedachte, und die Pferde und die Sänfte vorgeführt wurden, fehlte die junge Prinzessin. — Man suchte sie überall — aber vergebens, keinerlei Spur von ihr war zu entdecken als ein kleines Blatt, worauf ihre Hand die Worte geschrieben: »Forschet nicht nach mir, Ihr würdet mich nimmer finden, lasset Euch genügen, daß ich dahin gegangen, allwo ich allein auf der ganzen weiten Erde Glück und Frieden zn finden vermag.« — — —

Filippo Sforza gerieth freilich in großen Zorn und schwor bei allen Heiligen die Entflohene zu verfol-

gen bis an das Ende der Erde. Er hätte vielleicht auch sein Wort gehalten, wenn nicht das Klirren der Schwerter rings umher ihn auf den Kampfplatz gerufen. Frankreichs, Deutschlands und Spaniens Heere waren es, die das Land Italien überschwemmten, — es war keine Zeit da ein verloren gegangenes Mädchen zu suchen. Auch starb die Fürstin Bianca in eben dieser Zeit — und so blieb denn die Prinzessin, das letzte Kind der edlen Viscontis, verschwunden, wie man in allen Chroniken jener Zeit nachlesen kann. — — Nur Einer hatte wohl ihre Spur gefunden, — aber dieser Eine verschloß seine Entdeckung in die tiefste Tiefe seiner treuen Brust. — —

In der Nähe von Rom lag eine kleine Villa tief versteckt im Schatten von Oliven und Cypressen, umrankt von Magnolien und Weinlaub, inmitten des üppigsten Gartens. — In der Veranda dieses Hauses erschien allabendlich, kurze Zeit nach dem Entschwinden der Prinzessin aus dem Palast Sordini, eine reizende Frauengestalt und schaute sehnsuchtsvoll den Pfad hinunter, der nach Rom führte. — Der zierliche Kopf, das goldig schimmernde Haar im Maschennetz, das holdselige Angesicht mit dem trotzigen Munde und den dunklen tiefen Augen, neigte sich wie eine Blume vom Thau beschwert, um zu lauschen auf den Hufschlag eines Pferdes. — Diese Augen aber blickten nicht mehr fragend wie auf jener Holztafel des Mönches von San Marco, sondern wissend. — Sie sagten jetzt: »ich bin glückselig, denn ich

kenne die Liebe und das Geliebtsein.« — Aus der verhüllten Glut waren Flammen geworden. — Zuweilen, wenn die Ungeduld über sie kam, während solchen Harrens, ergriff sie die Laute und sang mit süßer Stimme das Lied:

»Du hast, o Liebe, mit zwo lichten Sonnen.« —

— — Und er kam endlich wirklich — stolz und hastig dahergesprengt, wie der Königssohn in den Märchen, auf seinem milchweißen Zelter, — oder wie ein jugendlicher Halbgott, voll Feuer und Liebe heruntersteigend zu einer schönen Tochter der Erde. Seine Hand grüßte schon von Ferne, — — wie eilig sprang er vom Rosse, — wie flog sie die Stufen herab ihm entgegen! — Welch leidenschaftliches Begrüßen, welch' Versinken Aug' in Auge, welch' süßes zärtliches Kosen! — Einmal aber flüsterte Rafael Sanzio in solcher Umarmung: »Habt Acht, Maria, meine königliche Herrin, heute komme ich nicht allein, — ich bringe einen Freund mit, aus Florenz, den Treusten der Treuen. Ihr kennt ihn — — es ist Fra Bartolomeo, dem wir ja unser Glück verdanken, denn ohne ihn hätten wir uns wohl nimmer gesehn! Drüben am Gitterthore steht er und harrt Eures Rufes. — Darf er kommen! ?« — O, wie sich Maria Visconti freute ihn sehen zu dürfen! Sie gingen Hand in Hand, ihn zu holen in ihr verstecktes Paradies, die Glücklichen. — Aber er war nicht zu finden, jener wunderliche Mönch aus Florenz. Zurück gepilgert war er, als er die schöne, un=

vergeßliche Gestalt in den Armen des Freundes erblickt, — er hatte sich stärker geglaubt. — Und nicht nur nach Rom war er gewandert, nein, weiter, ohne Aufenthalt, mit müden Knien und schmerzenden Füßen, Tag für Tag zurück bis nach Florenz. Erst in der stillen Klosterkapelle über den Gräbern so vieler Herzen, die gleiches Leid siegreich überwunden, die heiße Stirn auf die Stufe des Altars neigend, fand er seine Ruhe wieder. Die bösen Gedanken schwanden — — die qualvollen Empfindungen wichen vor der Kraft des Gebets wie Nebel vor der Sonne. — —

Fra Bartolomeo's Heiligenbilder entzücken eine Nachwelt durch die keusche Anmuth ihrer Gestalten, durch die edle Schönheit ihrer Gruppirung und vor Allem durch den zauberischen Schmelz ihres Colorits. — Man findet sie in größter Anzahl in dem Palast Pitti in Florenz. Sein Meisterwerk bleibt aber jenes Porträt der Prinzessin Visconti. — Es blieb in Mailand viele Jahre, im Palazzo Visconti, bis man es nach Tirano brachte. Die Augen eines deutschen Kunstfreundes entdeckten es hier, der es in seine Gemäldesammlung nach Aarau entführte, allwo es sich noch zur Stunde befindet. *) — In ungetrübter Frische schaut es aus dem dunkeln Grunde hervor — — hatte doch die Hand Fra Bartolomeo's es

*) In der Sammlung des eidgenössischen Oberstlieutenants Rothpletz zu Aarau.

»con amore« gemalt. Konnten da die Farben bleichen?! — —

Maria's Gestalt verschwand für immer in dem Schatten der Villa Rafaels. — Diese glühenden Herzen gehörten zu einander, sie mußten Eines das Andere nachziehn. Aber das Feuer solcher Alles besiegender Liebe verzehrte die zarte Hülle der reizenden Frau nur gar zu bald. — —

Ob die schöne Fornarina den Meister über den Verlust Maria's getröstet? — Wer weiß es! Den Namen der Gestorbenen nannte er nie.

»Und deiner immer denkend, will ich schweigen.«

— — Die Züge der Fornarina, wie der Pinsel Rafaels sie festgehalten, zeigen aber einige Aehnlichkeit in Schnitt und Form mit jenem süßen Antlitz auf der Holztafel des Fra Bartolomeo. —

Augenzauber.

Motto:
„Amore soffrire."
Alter Spruch.

Unter den Vertretern der Malerschule der Eklektiker von Bologna, neben den scharfgeschnittenen Köpfen der Carraccis, der strengen Stirn eines Domenichino und den sinnlichen Zügen eines Dionys Calvart, erscheint ein Kopf von feinster, geistiger Schönheit, eine Gestalt von wundervollem Ebenmaß, ein vollendeter Edelmann, ein vornehmer Cavalier: Guido Reni. Eine sanfte Schwermuth schaute aus diesen dunklen Augen, deren prächtige Wimpern sich so stolz und langsam hoben, ein Zug wehmüthiger Resignation umspielte die Lippen, der den schönen Frauen von Bologna und Rom viele Sorgen machte. Denselben fesselnden Zug trugen seine Bilder, derselbe Hauch von Melancholie hing über den Schöpfungen seines Pinsels, trotz aller ihrer Farbenpracht. — Gehörte Guido Reni zu jenen Götterlieblingen, denen das Ueber-

maaß alles Erdenglücks jene ahnungsvolle Schwermuth eines dunklen Endes bringt, oder zu jenen Geprüften, die da Leid tragen um eine verlorene heiße Liebe? — Wie manches glühende Herz versuchte vergebens diese Fragen zu lösen, versuchte den Grund jener seltsamen Frauenscheu des gefeierten Mannes zu entdecken. Er, der die Schönheit anbetete wie Keiner, jene Schönheit, die sich in den Marmorgebilden der Antike offenbarte, verschmähte sie, welch' seltsamer Widerspruch, in der warmen lebendigen Form! — Dies Wunder, das so manche bezaubernde Frau beschäftigte, blieb unenthüllt, so lange Guido Reni lebte, aber man hörte nicht auf darüber zu staunen und zu grübeln. — — Und viele Jahrhunderte später versucht wiederum ein Frauenherz jenes Räthsel zu ergründen und glaubt den dunklen Faden entdeckt zu haben, der sich durch das goldene Gewebe eines reichen Künstlerlebens zieht.

Es war eine innige Freundschaft, die den Musiker Daniel Reni mit dem Organisten der Medicantenkirche zu Bologna, dem gelehrten Ercole Pasquini verband, und vielleicht war es eben eine Folge dieser zärtlichen Zuneigung, die den Vater bestimmte, seinen Sohn Guido dem Vielgerühmten als Schüler zuzuführen. — Da lernte denn der Knabe die Orgel spielen und empfing die gründlichste Unterweisung in den strengen Regeln der Composition. Wie oft fielen die letzten Strahlen der sinkenden Sonne durch die bunten Glasfenster der Kirche auf ein dunkel-

lockiges junges Haupt, auf die reine Stirn und die weißen Hände eines kaum 16jährigen Musikers, der sich in dieser süßen Dämmerung seinen Träumereien überließ. — Uebungen waren es freilich nicht, die er in diesen Stunden hielt, und Ercole Pasquini würde schwerlich zufrieden gewesen sein mit diesen abgerissenen Melodien und wunderlichen Accordfolgen, in denen sich zu solchen Stunden sein Schüler erging, er zweifelte ohnehin schon zuweilen an seiner eigentlichen Begabung. Guido Reni liebte zwar die Musik, aber in ganz anderer Weise als sein Vater und sein Lehrer. — Sie entzückte seine Seele, sie rührte ihn bis zu Thränen, sie brachte ihm reizende Gedanken, ein unendliches Wohlgefühl, aber sie füllte nimmer sein Dasein aus, ja es war sogar als ob sie jene unbestimmte heiße Sehnsucht, für deren Ziel er noch keinen rechten Namen wußte, noch steigere. Nur mit Mühe vermochte er die Lehre von der Gliederung und von dem kunstvollen Baue der verschiedenen Musikstücke zu begreifen, und seine hübschen Finger erwiesen sich weder im Lauten- noch Orgelspiel besonders geschickt. Pasquini selbst hätte vielleicht längst die Geduld verloren mit dem Sohne seines alten Freundes, denn er war eben ein echter Italiener, ein Hitzkopf. Er schwor darauf, daß keine Kunst der Welt leichter zu erlernen sei, als eben die Kunst der Musik und schalt heftig auf den ungeschickten Schüler, aber sein Liebling und Augapfel, die hübsche Vittoria Alcotti, seiner Schwe-

ster Kind, war da, und die redete ihm gar zu eifrig zu, den Guido nicht fortzuschicken. — Sie hätte ja sonst keinen lustigen Gefährten mehr gehabt in dem ernsten Bologna und dem düstren Hause des Organisten. Die reizende Kleine war das einzige Töchterlein des vielgerühmten Baumeisters Giovanni Alcotti, zu Argenta, und lediglich ihrer prachtvollen Stimme wegen ihrem Oheim, dem berühmten Singmeister, übergeben. Der Vater war zwar stolz auf die Zukunft seines Kindes, ihr gegenwärtiges Sein aber machte ihm etwas Pein und Unruhe, da sein Weib ihm früh gestorben und die Kleine zwar täglich anmuthiger, allein auch täglich unbändiger ward. Da war denn der Baumeister nicht wenig froh gewesen, in dem Hause des Pasquini ein Unterkommen zu finden für die Vittoria und ihre herrliche Stimme, und somit ihr ganzes Sein in so guten und sorglichen Händen zu wissen, als die des Singmeisters und seiner alternden Schwester Teresa, die ihm den Haushalt führte. — Die beiden Geschwister waren gleich nach den ersten drei Tagen natürlicher Weise in das Mädchen wahrhaft verliebt; — der Musiker in ihre goldene Stimme, Teresa in ihre Schönheit und Heiterkeit. — Die schwarzäugige Vittoria schwang sich in Kurzem zur eigentlichen Herrin des Hauses empor, sie wurde die Rose des stillen Gartens, der Sonnenstrahl eines einsamen Lebens. Sie schaltete und waltete nach Belieben, trieb tausend lustige Possen, trotz ihrer ernsten Studien, sang vom

Morgen bis zum Abend und ließ nebenbei auch dem jungen Guido Reni so wenig Ruhe, wie nur irgend möglich. Der sanfte Schüler Pasquini's fürchtete sich anfangs ein wenig vor ihren brennenden Augen und ihrem kecken Wesen, gewann sie aber doch bald so lieb, als ob sie seine Schwester, und sie bezauberte ihn wie Alle, wenn er sie singen hörte. Sie war nämlich wirklich unwiderstehlich, wenn sie sang. Zuweilen schmetterte sie die krausesten Fiorituren, die langathmigsten Triller, die gewagtesten Läufer bunt durch einander in die Welt hinaus, daß dem Hörer wohl hätte der Athem vergehen mögen — und dann wieder, wenn sie in der Kirche mit Orgelbegleitung irgend einen Satz des Pietro Aaron sang, war es, als ob sie nie Anderes gesungen und nie Anderes singen dürfe als die musica sacra. »Ein Engel kann nicht andachtsvoller und schöner singen als Ihr, Vittoria,« sagte dann wohl Guido Reni mit feuchten Augen. — Wie ein rosiges Leuchten flog es über ihr Gesicht bei seinen Lobworten, und Strahlen seligster Freude brachen aus den dunklen Augen, wenn er ihr wohl einmal in überwallendem Entzücken über die wundersüßen Töne die Hände küßte. —

Pasquini hatte gesagt: »Sie wird die erste Sängerin Italiens, wenn sie fleißig ist!« — — Sie aber hatte darauf geantwortet:

»Aber ich werde nie danach fragen, ob ich ganz Italien, ich werde nur fragen, ob mein Gesang Einem ge-

fällt.« Wer aber der Eine sei, darüber redete sie damals nicht weiter — — die gute Teresa dachte freilich, sie könne eben Niemand anders meinen in der ganzen Welt als den Ercole, den gelehrtesten, berühmtesten und — besten Mann nicht nur in Bologna, sondern mindestens in ganz Italien. Der Organist selber dachte vielleicht Aehnliches. — Was wußten diese beiden Einsamen von den Thälern und Gründen, Höhen und Tiefen eines Mädchenherzens. —

Eines Tages saßen die beiden Schüler des Pasquini, Vittoria und Guido, in dem dunklen Hofe am steinernen Brunnen bei einander. Es war ein trauliches Plätzchen, wohin sie sich häufig flüchteten. — Zwei Cypressen standen dort, Weinranken und üppige Schlinggewächse waren rings am Gemäuer emporgeklettert. Sie hingen nun tief herab von den Bogen der Arkaden, die jenen gepflasterten Raum umgaben, fast bis auf den Boden, allwo in der Mitte eines Bassins ein grimmiger Löwe Wasser spie. Die Vittoria war nach ihrer Gewohnheit durch das Steinbecken gewatet, um auf den Rücken des Thieres zu klettern. Ihre kleinen nackten Füße hingen herab. Es waren die schönsten Füßchen der Welt und Guido Reni betrachtete bewundernd immer wieder von Neuem ihren zarten Bau, ihre reinen Formen und wundervolle Zierlichkeit. Es waren die Füße einer Najade, geschaffen für jenen flüchtigen Lauf, der kaum einen Grashalm zu Boden drückt. Die seide-

nen Strümpfe und rothen Schuhe trug das Mädchen in der Hand, sie durften im Wasser nicht verderben, sonst schalt Teresa. — Die Luft war schwül, obgleich der Hof im Schatten lag. Vittoria hatte die Augen halb geschlossen, ihr Kopf lag auf dem Halse ihres steinernen Freundes. Leise und einförmig plätscherte das Wasser. Guido Reni saß auf dem erhöhten Rande des Bassins und warf Blätter nach dem jungen Mädchen, aber seine Miene war zerstreut, sein Blick traurig.

»Was fehlt Euch?« fragte jetzt die Vittoria plötzlich, und richtete sich auf. »Ihr habt ein schweres Herz! Und ich will wissen warum!« —

Sie sah so gebieterisch aus, so stolz und königlich — die prächtigen Augen blitzten: — — man mußte ihr gehorchen. —

»Wenn ich's Euch auch sagte — Ihr würdet mir doch nicht helfen!«

»Und warum nicht? Wie könnt Ihr das wissen? Ich bin allmächtiger, als Ihr meint! Und wenn es eben gilt Euch zu helfen, wird mir Nichts zu schwer sein, Guido Reni!«

Er sah sie traurig lächelnd an. — »Kleines Mädchen — — mein Leid läßt sich nicht mehr forttrillern,« sagte er leise, »es wächst mir von Tag zu Tag mehr über den Kopf. Aber wissen sollt Ihr was mich quält — es ist in wenig Worten gesagt. So hört denn: ich kann kein Musiker werden!«

»Heilige Cäcilia! Was wollt Ihr denn?!« — —

»Malen lernen!«

»Malen?« — — Ein finsterer Zug glitt über das Antlitz des Mädchens. »Schöne Frauen malen, meint Ihr?« fragte sie nach einer Pause mit seltsam veränderter Stimme.

»Nein, Vittoria — Heilige malen!« — — —

Sie glitt vom Nacken des Löwen auf das Piedestal, sprang in das Becken und stand im Nu an seiner Seite. »Kommt dort in die erste Arkade mit mir, — wir setzen uns auf die Brüstung, da verstecken uns die Ranken besser — hier kann uns die Teresa sehen und hören, wenn sie ihr Fenster öffnet,« — flüsterte sie erregt. »Und nun redet und erzählt mir Alles.« — —

Und Guido Reni erzählte denn auch von jenem heimlichen Glutverlangen, das in seinem Herzen zehrte seit lange, — seit dem Tage nämlich, wo der Maler Dionys Calvart als Nachbar des Danielo Reni eingezogen und ihn in seine Werkstatt gerufen habe. — Von Stund an war es seine höchste Glückseligkeit gewesen, in die große Malerstube hinüberzuschlüpfen und dem Meister allerlei Handreichungen zu thun. Er redete mit feuchten Augen davon, wie ihn Dionysius Calvart lieb gewonnen und ihm zugeredet habe, sich im Zeichnen zu üben und wie er das gewissenhaft gethan, halbe Nächte lang. Alle seine Freistunden brachte er in der Werkstatt zu, um mit glühender Wange und heftig schlagendem Herzen jeden Pinselstrich zu verfolgen. Der

Vater sah diese Besuche sehr ungern und durfte von den Uebungen im Zeichnen Nichts ahnen. Es lebte ja in dem Herzen dieses ernsten Musikers eine tiefe, leidenschaftliche Eifersucht auf jene »dreiste Kunst der Farbe«, wie er sie nannte, jene Kunst, die sich vermaß, der heiligen Musika sich gleich zu stellen. Der Gedanke, daß sein einziger Sohn dieser verachteten Nebenbuhlerin huldigen sollte, war ihm unerträglich, und eine Mutter lebte dem Knaben nicht mehr, die ihm eine sanfte Fürsprecherin hätte werden können. — Für Danielo Reni war eben die Musik etwas Göttliches, der erhabenste Trost, das hellste Licht dieser traurigen und dunklen Erde. — Der Gedanke an sie allein hatte ihn ja an den Särgen von Weib und Kind aufrecht gehalten, und die Klänge einer Motette des Francesco Adrianus, eines Crucifixus des Afranio, oder eines Magnificat des Casati erschienen ihm die goldenen Sprossen der alleinigen, wahrhaftigen Jacobsleiter für fromme Gläubige. — Und von dieser Leiter sollte er seinen Liebling herabsteigen sehen?! — Lieber hätte er jenen neuen Nachbar von Haus und Hof vertrieben, so wenig Leides er auch sonst seiner Natur nach irgend einem lebenden Geschöpfe anzuthun vermochte. —

Das Alles und noch mehr erzählte Guido Reni seiner jungen Freundin in dem umrankten Arkadenbogen des Hofes. »Ach, Vittoria, wenn Ihr für mich sprechen wolltet!« schloß er leidenschaftlich, »Ihr wißt ja selbst, daß ich in der Musik ein armer Stümper blei-

ben und meinem Vater und Lehrer nimmer zu **Ehren** leben werde, — — darf ich aber die Malerei erlernen, dann sollen sie Alle eines Tages stolz sein, die mich lieben — ich schwöre es! — — **Wahrlich**, wenn der Gedanke an den Kummer des Vaters nicht wäre und — — an Euch, Vittoria — ich liefe lieber heute fort, als morgen und pilgerte nach Rom, um mich dort in die erste beste Malerwerkstatt zu verstecken. Lieber Farbenreiber spielen, als — — Messen setzen.«

Er schwieg und sah die Gefährtin traurig an. Sie saß dicht vor ihm, den Kopf zurückgelehnt an die Steinwand. Das Laubgewinde hing an beiden Seiten der Gestalt herab wie ein Rahmen. Die größten Ranken hatte sie spielend an sich gezogen und um ihre Arme gewickelt — eine purpurne Azulea war ihr in's Haar gefallen und hing zwischen den schwarzen Flechten, eine andere Blüthe hielt sie zwischen den Lippen. — Die braunen Wangen glühten, die Augen funkelten, es war ein Bild von üppigster Lebensfülle, ein Bild, das den Traurigsten fröhlich machen mußte. Aber der arme Guido Reni hatte diesmal keine Augen für ihre junge Schönheit, sein Herz blieb trotz dieses Anblickes beklommen. Sie redete aber nicht gleich die kleine Vittoria, und als sie begann, war ihre Stimme sanft und klagend: »Ich dachte es mir so schön, daß wir Beide einmal mit einander durch die Welt ziehen könnten,« sagte sie —»ich singend und Ihr mit der Laute meinen Gesang begleitend. —· Das

ist nun Alles vorbei! — Meint Ihr nicht, daß die Leute uns Beide gern angehört und — — angesehen hätten?« setzte sie mit einem melancholischen Lächeln hinzu.

„Vittoria — das laßt Euch nicht kümmern. Ich denke, wenn Ihr eine große Sängerin geworden und ich ein ordentlicher Maler, dann werden wir ein besseres Paar, als es sonst geschehen wäre — — das heißt, wenn Ihr den Maler Guido Reni noch eben so gern neben Euch dulden möchtet, als den Lautenspieler!«

— Da fuhr sie auf, Sonnenschein in allen Zügen. — Wie lachte sie ihn an — wie unruhig flog der Athem. — „Ihr habt Recht, Guido, so würde es doch besser sein. — Ich verspreche Euch, mit Eurem Vater zu reden und den Pasquini zu bitten, Euch ohne Erbarmen fortzujagen, wenn — — Ihr mir dagegen etwas Anderes versprechen wollt!« Sie stockte und erröthete. —

»Alles.« —

»Ihr seid leichtsinnig wie ein Mann in Euren Worten! — Ich will nicht »Alles«, ich will nur ein Versprechen von Euch. Gelobt mir hier in diese Hand« — und sie streckte ihm eine kleine, bräunlich gefärbte Hand entgegen, die er hastig an sich zog — — »daß Ihr nie das Bild einer Frau malen wollt, so lange — — — wir beide noch nicht verheiratet. Denn heiraten werden wir uns ja, das weiß ich nun. — Ihr dürft weder ein schönes noch ein häßliches Weib malen, Guido Reni — — hört Ihr — — nie, nie, als bis ich, die Vit-

toria, Euch die Erlaubniß dazu gab. Malt Landschaften, Häuser, Männer, Heilige, Kinder, Madonnen, Alles was Ihr wollt und — könnt — nur keine lebenden Frauen. — Würdet Ihr dies Gebot übertreten, so müßte ich Euch verlassen. Ich würde von Euch gehen — ohne Gnade und Erbarmen, ich schwöre es Euch! —«

Und Guido Reni versprach Alles — er hätte die fabelhaftesten Gelübde abgelegt in diesem Augenblick, wo der Hauch des süßesten Athems seine Wange streifte, und die warme, rasch pulsirende Mädchenhand in der seinen lag. — — Ob nun eben deshalb oder wegen der Drohung ihn zu verlassen oder endlich — — aus Sehnsucht nach Erfüllung seines glühenden Wunsches Maler zu werden — — wer weiß es?! — — —

Kaum eine Woche nach diesen Geständnissen und Gelübden führte Danielo Reni seinen Sohn in die Werkstatt des Dionysio Calvart und bat ihn, den Jüngling als Schüler aufzunehmen, was denn auch sofort mit Freuden geschah. Wie es der reizenden Bittenden gelungen, das Herz des alten Musikers so schnell in solcher Weise zu wandeln, steht leider nirgends zur Nachahmung für ähnliche Fälle verzeichnet, nur die einfache Thatsache, daß es eben geschah. — Freilich hatte die schöne Schlaue ihm wohl unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit die Aussicht auf eine singende Schwiegertochter eröffnet, und dieser Vorstellung lag eine versöhnende Macht für Danielo Reni. Die heilige Cäcilia mußte ihm unter solchen Verhält-

nissen vergeben. Der Gedanke, daß später einmal der Name Reni durch die Frau seines Sohnes in der Musikwelt hell aufstrahlen werde, tröstete den alten Musiker in dem Schmerz, sein Kind in das Feindeslager übergehen zu sehen. — Und zudem versäumten weder Vittoria noch Pasquini selber ihm wiederholt zu versichern, daß Guido es höchstens zu einem mittelmäßigen Organisten gebracht haben würde. Der Ehrgeiz Reni's sträubte sich dagegen nicht den Ersten beigezählt zu werden, und so fügte sich der treue Diener der heiligen Cäcilia ohne sonderliches Murren in sein Geschick. — Er bat nur den Sohn in rührenden Worten fleißig zu sein und nach Kräften zu lernen. Ach, das war eine unnöthige Mahnung.

Der Vater sah sich veranlaßt, gar bald diese seine Bitte zurückzunehmen. Guido Reni's Eifer war von der ersten Lehrstunde an unbegrenzt, er sehnte sich die verlornen Jahre nachzuholen und gönnte sich weder Tag noch Nacht Ruhe. Seine blühende Farbe schwand, sein Schritt wurde matter, er schlief unruhig in jenen kurzen Stunden, die er wirklich dem Schlaf weihte, und vergaß bei Tage Speise und Trank. Aber seine Augen leuchteten von einem fast überirdischen Feuer, seine Lippen umspielte ein Lächeln des höchsten Glücks, und Vittoria Alcotti, die junge Sängerin, die man schon die Nachtigall von Bologna nannte, fand ihn heimlich schöner denn je zuvor. — Calvart erstaunte täglich über die Fort-

schritte seines Schülers, der sich in kurzer Zeit nicht mehr begnügte kleine Bilder seines Lehres zu copiren, sondern selber zu schaffen begann. Die Bilder des jungen Reni fanden den lebhaftesten Beifall, und der schlaue, alte Meister wußte sie mit nicht geringem Vortheil für seine eigene Casse zu verwerthen, indem er sie an die Liebhaber zu hohen Preisen veräußerte. — Das verschwenderische Lob seines alten Lehrers wie aller seiner Freunde verwirrte und bedrückte aber die feine Künstlernatur des Malers mehr, als es ihn erfreute. Vor Guido Reni's edler und großer Seele stand ein zu hohes Ziel und er fühlte so klar wie unendlich lang und mühevoll der Weg dahin. — Da geschah es eines Tages, daß Dionys Calvart selber in einer Anwandlung von Großmuth seinen jungen Schüler in die Malerwerkstatt der Carraccis führte, mit den Worten: »Sieh zu, mein Sohn, ob du von ihnen mehr lernen kannst, als von mir, wo nicht, so säume nicht, sondern pilgere nach Rom. Ich vermag dich Nichts mehr zu lehren.« —

Die Carraccis, der Oheim Lodovico mit seinen beiden Neffen Agostino und Annibald, standen damals in der ersten Blüthe ihres Ruhms, ein leuchtendes Dreigestirn am Himmel der Kunst der Malerei. Agostino, der Hochgebildete, war es, der in einem schönen Sonett seinen Oheim und Lehrer feierte und von dessen Pinsel rühmte, daß er die Kühnheit eines Michel Angelo, die Naturwahrheit eines Tizian, die Harmonie eines Rafael, die Reinheit

des Styls eines Correggio und die Farbenfrische der Lombarden sich zu eigen gemacht. Man bewunderte aber trotz dieser Lobpreisung die Bilder der Neffen, die Himmelfahrt der Maria, die Madonna mit dem Johannes und viele andere, kaum minder als die Schöpfungen des Oheims, und bezeichnete sie als die eigentlichen Gründer einer neuen Schule, deren große Anhängerzahl bereits die Eifersucht der römischen Maler erregte. — Mit der lebhaftesten Freude nahmen nun diese drei Meister jenen vielversprechenden Schüler auf, von dem man bereits in Bologna zu reden begann. Seine zarte geistige Schönheit machte besonders auf den empfänglichen, leicht erregbaren Ludovico einen tiefen Eindruck, und er beschäftigte sich fast ausschließlich mit dem jungen Reni. — Nichts gewährte ihm ein größeres Vergnügen als das Erröthen in seinen Wangen aufsteigen zu sehen bei jeder allzulebhaften Aeußerung des Lobes. Wie schön er dann war! »Ich meine oft das wahrhaftige Antlitz eines Engels zu sehen«, äußerte Ludovico einmal. — Guido Reni dagegen war entzückt über die Art des Unterrichts der Carracci und von dem regen Leben und Treiben ihrer Kunstschule, die den Namen der »Incamminati,« das heißt: »auf den rechten Weg Gebrachten« führte. — Schon längst hatte er mit heimlicher Bewunderung jene mythologischen Malereien an den Palästen der Zampieri, Magnani und Fara, in denen sich der viel gerühmte neue Styl der Carracci entfaltete,

betrachtet; — aber das Gefühl der Dankbarkeit gegen seinen ersten Lehrer Calvart war doch Sieger geblieben über das Verlangen seiner Seele, von ihm zu jenen vielgerühmten Meistern überzugehen. — Nun war durch Calvart selber auch diese stille Sehnsucht erfüllt, und er durfte, welch' Glück! in ihrer Werkstatt arbeiten. — Der feingebildete Agostino hielt zudem seinen Lieblingsschülern sehr oft Vorträge über Geschichte und Dichtkunst und liebte es mit seiner reichen und schönen Stimme Verse vorzulesen. Es lag ein hoher poetischer Reiz in dem Verkehr der Lehrenden und Lernenden in der Werkstatt der Carraccis und Guido Reni's ganzes Wesen erschloß sich wie eine Blume dem Lichte in der milden Wärme dieser Atmosphäre. Wie beredt wußte er sie zu schildern jene köstlichen Tage, jenes rege Leben und Treiben, wenn er Abends bei Vittoria Alcotti saß im tiefen Bogenfenster des Wohngemachs, während Teresa schlaftrunken lauschte und auch bald genug den Kopf auf die Brust sinken ließ, und die beiden Musiker auf und niederwandelten in allerlei gelehrten Gesprächen über ihre Kunst. — Das Mondlicht fiel voll herein durch die grünlichen Scheiben und in dem breiten Lichtstreif erschienen die beiden jungen Gestalten wie verklärt und das ergrauende Haar Teresa's wie von gesponnenem Silber. Nichts war bezaubernder als die Contraste der Züge Guido Reni's und seiner Gefährtin. Das Antlitz des jungen Mannes war so zart in den Umrissen wie

in der Färbung, sanfte Töne, gedämpfte Lichter. Vittoria's Kopf zeigte dagegen die Locken lichtbraun. Dort kühne Linien und gesättigte Farben, üppige Formen und tiefschwarze, volle Flechten. Sie redeten wie die Jugend, allezeit von der Zukunft. — »Und doch zieht es mich nach Rom« — sagte der junge Maler eben — »ich fühle, daß ich dort erst die Erfüllung meiner Sehnsucht finden werde. — Es schlägt wie Flammen in mir auf im Gedanken an die ewige Stadt.«

»Nun — wenn Ihr dorthin geht, so kehre ich zu meinem Vater zurück, der jetzt in Rom leben will. Ich lasse Euch nicht allein bei den römischen Frauen. Man sagt, daß sie Zauberinnen seien wie keine anderen Frauen Italiens.«

»Größere Zauberinnen als Ihr?« — —

»Ich hoffe nicht — aber ich bin doch nicht ohne Furcht um Euch. In jeder andern Stadt würde ich Euch lieber sehen.«

»Und doch sind die Römerinnen machtlos im Vergleich zu den Venezianerinnen, süße Vittoria. Denkt, sie haben goldenes Haar und lichtbraune Augen!«

»Wie matt!« sagte Vittoria verächtlich und warf die Lippe auf. »Goldenes Haar ist häßlich! Redet von anderen Dingen, Guido Reni, Ihr langweilt mich! Aber vergeßt nie Euer Versprechen, weder eine dunkle, noch eine helle oder gar eine goldblonde Frau zu malen! Hört Ihr?! — Nein — sprecht jetzt nicht weiter —

erzählt Nichts — — ich will Euch etwas singen!« — Ohne seine Antwort abzuwarten, sprang sie auf und hing sich an den Arm des Pasquini. »Die Liebesarie des Agostini!« möchte ich einmal singen. Ihr hört sie ja so gern!« bat sie. — Und der Musiker nahm seine Laute aus ihrem Gehäuse und das junge Mädchen sang nach der süßen Melodie des Agostini:

»Amore — soffrire — Tacere morire.«

Das war auch die Lieblingsarie ihres jungen Freundes.

Vittoria Alcotti saß wenige Stunden später schlaflos auf ihrem Lager. Die losgelösten Flechten hingen über die prächtigen Schultern, das Nachtgewand fiel in leichten Falten um die vollendete Gestalt. — Sie wußte, daß sie heut schöner gesungen denn je, und dachte eben jetzt daran. — Wie oft hatte sie sich mit ihrem jungen Freunde über die Worte des Textes eben dieser wunderschönen Arie gestritten. »Liebe ist Leiden« — — war das wirklich so? — — »Je mehr Schmerz — je größere Liebe,« hatte Guido Reni gesagt. — Und sie liebte ihn doch so heiß — aber kein Schmerz war dabei — — nur lauter Freude und Glück. — »Wir werden noch leiden, Vittoria — — — ich möchte keine Liebe ohne bittere Noth, Pein!« — Das waren seine Worte gewesen. — Wie sie sich erhitzt hatte bei ihrer Versicherung, daß lieben nicht immer leiden sei — daß

sie selbst nur glücklich und ohne Thränen lieben wolle, — und daß Glück fester binde als Jammer und Leid. — Er schüttelte nur lächelnd den Kopf dazu und wiederholte immer wieder: »Amore soffrire.« — Es beunruhigte und ängstigte sie wahrhaft, daß Guido Reni so gern von jener Liebe reden und singen höre, die da Qual und Schmerzen bringt. — Er sollte, er durfte sie nicht kennen lernen jene Liebe — nie — nie! Sie wollte ihm nie Kummer machen, wollte sein Leben schmücken, ihm ewig treu sein — ihm zu Füßen liegen, so lange sie athme, bis er ihr endlich gestanden, daß Liebe Glück sei. — Wie schön er war! — Sie betete ihn an, seit sie ihn zum ersten Male gesehen, und von ihm lassen, hieß vom Leben selbst lassen. Für ihn allein wollte sie reizend sein, für ihn allein sang sie. Ihre Töne sollten zur goldenen Kette werden, die ihn festhielt für alle Zeiten. Mit Stolz sagte sie sich, daß ihre Schönheit so siegend wie ihre Stimme — — und beide vereint mußten ihn ja fesseln. O wie sie sich sehnte, eine große Sängerin zu werden — gefeiert, bewundert von aller Welt. Aber einzig und allein um seinetwillen. Ihm Ruhm, Glanz und Ehre und den ganzen Schatz ihres Wesens zu Füßen zu werfen, ihm zu sagen: »Nur wenn Du es mit mir theilst, will ich es behalten,« das war ihr seligster Gedanke, ihr glühendes Verlangen.

Und Er? — Nun, er bewunderte und liebte sie mit ruhiger, sanfter, wunschloser Zärtlichkeit, und wenn er der Zukunft gedachte — schwebte ihre vollendete Gestalt durch die Räume seiner einstigen Malerwerkstatt als sein liebendes und geliebtes Weib. — War das die echte Liebe? — Amore — soffrire. — —

Aber wie denn kein Himmelsgewölbe Jahr aus Jahr ein ohne Wolken denkbar, so auch keine längere Zeit des Menschenlebens ohne den Schatten von Sorge und Kümmernissen. Guido Reni fing an unter den Aeußerungen des Neides zu leiden, den Annibal Carracci den Leistungen des jungen Schülers gegenüber empfand, und weder sein väterlicher Schützer Lodovico noch sein brüderlicher Freund Agostino vermochte ihn vor den Gehässigkeiten des Erbitterten zu schützen. — Mit ihm zugleich wurde aber noch ein anderer Maler in ähnlicher Weise gequält und verfolgt, dessen großes Talent ebenfalls in Bologna Aufsehen erregte, es war der junge Guercino, von dessen zartem, graziösen Pinsel und braunen Feueraugen die Frauen besonders entzückt waren. Er aber war nur entzückt von den Augen der Sängerin Vittoria Alcotti, jener Grausamen, die doch nimmer einen Blick hatte für ihn. Nach langem Hin- und Widerreden und heftigem Kampf kehrten denn endlich diese beiden Schüler der Carracci ihren Lehrmeistern und dem düstern Bologna wirklich den Rücken, um überzusiedeln

in die Roma nobile. — — Zu gleicher Zeit verschwand auch Vittoria Alcotti, um ihren Vater auf einige Zeit zu besuchen und sich, wie sie sagte, von den allzugroßen Anstrengungen ihrer Studien zu erholen.

R o m.

Es war ein lustiges Leben, das jene drei Maler mit einander zu führen schienen, die sich dem Hause des Baumeisters Alcotti gegenüber einquartirt hatten, wenn man es auch eben kein sehr geregeltes nennen konnte. — Zu Guido Reni und Guercino hatte sich nämlich noch ein toller Bursche gesellt: Francesco Albani, ein geschickter Maler, aber dem Kartenspiel und wilden Treiben gewaltig ergeben. — Der riß denn auch seine beiden Gefährten mit oder ohne ihren Willen in den brausenden Strudel hinein, in welchem er selber umhertrieb. Ganze Nächte verspielte man, um am Tage trotz alledem heilige Bilder zu malen und fleißig zu studiren. — Guido Reni lebte gleichsam in einer doppelten Berauschung — einmal betäubte ihn das tolle Leben und dann das Schauen der Werke eines Michel Angelo und Rafael. — In dem glühenden Verlangen seiner Seele, Großes zu erreichen, vom brennendsten Ehrgeiz erfüllt seine Studiengenossen zu überflügeln, ergriff er in diesem ersten Taumel jede Hand, die sich ihm helfend entgegenzustrecken schien. So meldete er sich

denn auch zur Arbeit in der Werkstatt eines damals vielgerühmten Mannes, des Schnellmalers Alpino, dessen kecke Pinselführung in Rom Aufmerksamkeit erregte und viele Schüler an sich zog. Alpino empfing dies wunderbare Talent, das sich unter seinen Schutz begab, mit äußerster Zuvorkommenheit, gestand aber gar bald lächelnd, daß der junge Reni viel zu sorgsam arbeite, um von ihm mehr als einige kleine Effecte und Kunstgriffe zu lernen, machte ihn dagegen auf die blendende Weise des Caravaggio aufmerksam und rieth ihm dringend in dessen Manier sich zu versuchen. Dieser Meister nun galt für das Haupt der sogenannten Naturalisten und als einer der größten Gegner der Schule von Bologna. Er malte Märtyrer mit erschreckender Wahrheit und grausame Henkersscenen, voll Blut und Todesschweiß, mit erschütternder Treue. Auf die empfängliche Seele Guido Reni's machten die Schöpfungen des Caravaggio sofort einen gewaltigen Eindruck, und die Frucht desselben war ein großes Bild: »Die Kreuzigung Petri.« Der Kopf des Gemarterten hing unmittelbar über dem Boden, die Füße waren oben am Kreuze befestigt. Der Ausdruck der gräßlichen Qual, sowie die Färbung des Fleisches erregte Bewunderung und Entsetzen zugleich. — Ganz Rom staunte das Bild an, es machte ein ungeheures Aufsehen. Die Anhänger der Schule von Bologna sahen aber in dieser Schöpfung einen Abfall und eiferten heftig gegen den Abtrünnigen, die Schüler Caravaggio's dagegen betrachte-

ten es als einen Versuch, den Ruhm ihres Meisters zu schmälern, Caravaggio selbst empfand eine Regung zornigen Neides beim Anblick eines Werkes, das so viel von sich reden machte. Welch' gefährlicher Nebenbuhler erwuchs ihm da plötzlich in jenem jungen schönen Maler mit den sanften Augen. — Das Einzige, was ihn mit dem Künstler immer wieder versöhnte, so bitter er ihn oft zu hassen versuchte, war seine fast kindliche Bescheidenheit. — Wie alle vornehmen Naturen war Guido Reni ein Feind aller Ovationen und öffentlichen Lobpreisungen. In jener Zeit, als man von seinem Bilde redete und ihn als den Schöpfer desselben anstaunte, wo er sich blicken ließ, verließ er eben deshalb bei Tage seine Wohnung nur, um zu Vittoria Alcotti hinüberzuschlüpfen. O mit welchem Neide sah Guercino ihm dann nach! — Wie mißgönnte er ihm diese strahlende Braut! Tausendmal mehr als seinen Ruhm. — Liebte er doch die junge Sängerin mit der heftigsten Glut, seit er zum ersten Mal ihren blitzenden Augen begegnet, und schalt seinen Studiengenossen einen kalten Träumer, der nimmer verdiene, daß ihn die süßesten Lippen der Erde küßten. — An seiner Stelle sein zu dürfen — welche Seligkeit — welche wahnsinnige Lust! Seine Eifersucht ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Was hätte er darum gegeben, den Guido Reni einer Untreue anklagen zu können, an ihm irgend einen Fehler zu entdecken, um diesen dann der Vittoria warnend mitzu-

theilen, — — aber das Thun und Treiben des jungen Malers lag offen vor Aller Augen, da gab es Nichts zu verheimlichen und zu verbergen, und was die durchspielten Nächte betraf, so wußte Vittoria darum und lachte darüber. Auch liebte der berühmte Baumeister Alcotti diesen seinen künftigen Sohn mit stolzer Zärtlichkeit, und als Guido Reni kaum sechs Monate in Rom, wurde die Hochzeit Vittoria's und Guido's auf den nächsten Herbst festgesetzt. — Bis zur Stunde hatte denn auch der junge Maler jenes Gelübde treu gehalten, das er einst der kleinen Eifersüchtigen gegeben, und trotz aller Fragen und Bitten niemals den Pinsel angesetzt zu dem Portrait einer Frau. — Die Frauen schienen eben keinerlei Eindruck zu machen auf seine Sinne und sein Herz, obgleich sie ihn anbeteten und ihm huldigten, wo er sich nur zeigte. Er schien es nicht zu gewahren und hatte jenen bezaubernden schwärmerischen Blick für Alle, der Vittoria so entzückte, jenes ritterliche Wesen, das jeden kleinen Dienst wie eine ausschließliche Huldigung erscheinen ließ, für Jede. — Er zeichnete Keine aus — — selbst kaum seine eigene Braut. — Ob Vittoria das fühlte? — — Wenn er bei ihr war, sicher nicht. — Dann hingen ja ihre Blicke an ihm, dann lauschte sie seinen Worten mit einer so tiefen, leidenschaftlichen Bewunderung, daß Guercino sich verzweifelnd sagte: »Sie würde nicht aufhören ihn zu lieben, selbst wenn er ein Mörder und Dieb!« — —

Es kam aber eine Zeit in Rom, wo man nicht mehr so viel von dem schönen Reni redete, obgleich er wiederum ein ungeheures und ergreifendes Bild vollendet: »den Kindermord in Bethlehem,« eine Zeit, wo man überhaupt kaum mehr an etwas Anderes dachte als an den furchtbaren Prozeß der Familie Cenci, der, nachdem er sich viele Monden hingezogen, nun mit dem Todesurtheil zweier Frauen und eines jungen Mannes endete. O, es war eine grausige Geschichte voll Verbrechen, Blut und Thränen, diese Geschichte der Cenci, man wagte sie sich nur leise flüsternd zu erzählen: ein Vater, der für die Schönheit der eigenen Tochter in frevelhafter Liebe entbrannte, ein Weib, das in wahnsinniger Eifersucht auf eben dies Kind einer früheren Ehe ihren Gatten ermordete und die Tochter als Thäterin bezeichnete. Und als auf diese gräßliche Beschuldigung der Bruder der jungen Angeklagten, der schöne Giacomo Cenci, auftrat für die Schwester, freiwillig die furchtbare That des Vatermordes auf sich nehmend, um die Theure zu retten — — als der zweite Bruder, noch ein Knabe, sich auch noch den Helfershelfer nannte aus Liebe zu ihr, — da schwor Beatrice Cenci, sie allein habe mit ihren eigenen schönen Händen den Vater getödtet. — — — Dies entsetzliche Drama war nun endlich zum Abschluß gelangt. Man verurtheilte nach gewaltigen Kämpfen unter den Richtern selbst beide Frauen als die Mörderinnen, so wie Giacomo als ihren Beistand. — Ganz Rom gerieth

durch diesen Spruch in Aufregung. Die vornehmsten Familien verwandten sich für die Begnadigung der Geschwister. Vergebens, der Papst, Paul V., blieb unerbittlich, nur der Knabe Bernardo wurde freigesprochen. — Auch in den Malerwerkstätten wie überall wurde viel hin- und widergeredet über dies empörende Verbrechen im Schooße der höchsten Aristokratie. Es gab eine große Anzahl Frauen und Männer, die an der Unschuld von Beatrice Cenci zweifelten und sie jenes Verbrechens anklagten, um dessenwillen sie nun den Tod erleiden sollte. — Die erregbare Phantasie Guido Reni's beschäftigte sich wider Willen Tag für Tag mit der unseligen Vatermörderin, deren Schönheit man als eine wunderbar bestrickende schilderte. Er dachte sie sich groß, finster, dunkel von Augen und Haar wie die Nacht, mit dem dämonischen Lächeln einer Zauberin und dem Wesen einer Königin. — — Und solch' ein Weib sollte schmachvoll sterben durch Henkershand?! Das Beil des Henkers sollte solchen stolzen Nacken durchschneiden, die Pracht schwarzer Locken, das Entzücken manches Liebenden vielleicht — von Blut triefen! — Ihn schauderte und doch kehrte er immer wieder mit seinen Gedanken zu dieser schauerlichen Vorstellung zurück. Er liebte es über den Prozeß der Cenci zu reden, und seine Freunde nannten ihn bald scherzend den Anwalt der Vatermörderin. —

Eines Abends saß er, wiederum in Gedanken an diese grauenvolle Tragödie versunken, an dem Fenster

seiner Werkstatt. Er hatte seit einiger Zeit sich ein Atelier eingerichtet, in dem er ganz allein arbeitete, das Geschwätz Albani's und Guercino's fing an ihn zuweilen, zu belästigen und ungeduldig zu machen. — Träumerisch schaute er hinab in den Garten, der schon in tiefem Schatten lag und nur betäubende Düfte zu ihm emporsendete. Die Gefährten hatten diesmal vergebens gelockt — er empfand heute kein Verlangen nach dem sonst so anziehenden Kartenspiel. Es war die Zeit der Rosen und die Welt war so schön! — Sein Herz war erfüllt von jener leisen köstlichen Melancholie, in der uns alle Schönheit der Erde doch nur wie ein Vorspiel einer andern berauschenderen Seligkeit erscheint.— Der Abend gehörte ihm — wirklich ihm allein, denn — Vittoria hatte mit ihrem Vater Rom für eine kurze Zeit verlassen, um ihn nach Argenta zu begleiten. — — Dachte er wohl an sie, seine liebeglühende Braut, als er eben so tief aufseufzte? — — Nein. Die Trennung von ihr hatte ihm keinen Schmerz gebracht, sie waren heiter von einander geschieden — sie sollten sich ja bald wiedersehen, um sich dann nie mehr zu trennen. Er stand am Ziele seiner Wünsche. Und doch fühlte er eben jetzt eine seltsame heiße Sehnsucht ohne Namen — eine Sehnsucht, die nicht einer Geliebten galt, sein ganzes Inneres durchfluten. Ein glühendes Verlangen nach einem Glück ohne Ende, nach einer Seligkeit ohne Maaß kam über ihn. — Es war ihm als müsse er nach den Sternen

greifen, um sie herabzuziehen an seine Brust. — Ein tiefer Seufzer in seiner Nähe schreckte ihn auf. — — Hatte er denn so tief geträumt, daß er nicht die Schritte eines Nahenden vernommen? — Er wendete langsam den Kopf. Ein Knabe, in dunklen Sammet gekleidet, stand neben ihm. — Das Mondlicht fiel auf ein todtblasses Kindergesicht, von blonden Locken eingefaßt. Dunkle Augen blickten halb flehend halb trotzig zu ihm auf. — Das Kind zitterte heftig — es versuchte zu reden, aber kein Laut entfloh den Lippen. Von tiefem Mitleid ergriffen, schlang da Guido Reni den Arm um die zarte Gestalt und den Knaben sanft an sich ziehend fragte er: »Was fehlt Dir? Wie kann ich Dir helfen?« — —

Der Ton seiner Stimme, der Ausdruck seines Gesichts, das jetzt in der That ganz so erschien, wie es Lodovico Carracci so oft zu sehen glaubte, — eines Engels Antlitz — löste den Bann der Angst und Scheu, der die junge Seele zu bedrücken schien. Der Knabe stieß einen verzweifelten Schrei aus und umklammerte mit seinen Armen den Hals des Malers. — — — »Ihr sollt Beatrice malen, meine Schwester — — ehe sie sterben muß. Ich will ein Bild von ihr haben! Nur dann kann ich leben. Und sie will, daß ich leben soll! Der Kerkermeister wird Euch einlassen zu ihr — — — er hat es mir versprochen; — — und Beatrice will es Euch — aber nur Euch, Guido Reni, gestatten sie zu malen. Sie sagt, daß sie Euch einmal vor Monden in der Messe gesehen! Morgen früh

werdet Ihr mich rechts an der ersten Säule der Colonnaden des St. Peter finden — — dann führe ich Euch zu ihr. — Wollt Ihr barmherzig sein?« — —

Welch' wundersame Gefühle bestürmten den Maler bei dieser, in abgerissenen Sätzen und gebrochenen Lauten gestammelten Bitte. — Er vermochte nicht zu reden — er preßte nur das Kind heftig an sich. Wild schlug sein Herz, fantastische Gestalten standen auf und drängten sich nah und näher heran. — Männer mit stolzen Stirnen und drohenden Mienen, unter ihnen Einer, emporragend über die Häupter Aller, ein Mann mit einer klaffenden Wunde an den Schläfen. Neben ihm Frauen mit gelöstem Haar und Ketten an den Händen und Allen voran die zarte Gestalt des bleichen Knaben Bernardo, der um das Bildniß der Schwester bat. Und dazwischen tauchte das blühende Gesicht Vittoria's auf, und er hörte ihre leidenschaftliche Stimme, die ihn mahnte: »Gedenke deines Versprechens.« Wie abwehrend erhob er die Hand gegen ihre Gestalt. — — Wie im Traum war ihm zu Sinnen. — — Wie Schleier hing es vor seinen Augen. — Hatte er sich nicht herabgebeugt zu dem Kinde und ihm zugeflüstert: »Ich komme!« Er wußte es nicht mehr — als es klarer wurde um ihn und in ihm, fand er sich allein. — —

Als die beiden Gefährten Guido Reni's im Morgengrauen nach Hause zurückkehrten, fanden sie die Thür seiner Werkstatt nur angelehnt. Guercino steckte den Kopf hinein. Der junge Maler saß noch in derselben Stellung, in der sie ihn verlassen. — Verwundert blickte er auf die Eintretenden. »Kommt Ihr schon heim?« fragte er. —

»Schon?!« — Albani brach in ein helles Gelächter aus. — »Schwärmer, Träumer! — Es ist ja die Morgenröthe, die auf unsere Stirnen fällt! Wo wart Ihr denn, Guido Reni?«

»Hoffentlich bei ihr, — Eurer Braut,« murmelte Guercino finster.

Ja wo war er gewesen? — — Mit all' seinen Gedanken, mit tausend Fragen und Zweifeln bei ihr, der dämonischen Zauberin, der rettungslos Verurtheilten, bei Beatrice Cenci, deren Bilder zu malen gelobt. —

Seit jenem Tage verschwand Guido Reni an jedem Morgen aus seiner Wohnung und kehrte erst in der Dämmerung wieder heim. Dann aber schloß er sich in seine Werkstatt, die neben seinem Wohnzimmer lag, und ließ Niemanden ein. — Seine Gefährten begegneten ihm zuweilen auf der Treppe oder in der Thür — — er huschte aber an ihnen vorüber wie ein Fremder. Und wenn sie ihn festzuhalten versuchten mit allerlei losen

Reden, so riß er sich los und entfloh. — Seine Blässe war fast erschreckend, sein Blick düster und unstät.

»Er ist in die Hände einer Hexe gefallen, die ihm das Blut aussaugt,« sagte Guercino einmal — »Vittoria wird ihn sehr verändert finden.«

»Die mal aria hat ihm das Fieber gebracht,« meinte Albani kopfschüttelnd.

Das seltsame Treiben des jungen Malers währte über eine Woche — — dann kehrte er eines Tages nach Haus zurück und verließ es nicht wieder; bei verschlossenen Thüren und verhangenen Fenstern lag er auf den Knien neben einem halbbewußtlosen Knaben, den er auf sein Lager gebettet hatte. — Tief in die Kissen drückte er das lockige Haupt des bleichen Kindes mit seinen beiden zitternden Händen, es sollte das Läuten der Glocken nicht hören. — Welch' gräßliches Läuten! — Niemand fragte in jenen Stunden nach den Beiden — Niemand vermißte sie. —

Das Haus war still und leer — aber draußen in den Straßen drängte sich eine wirre Menschenmasse, — ein summender Bienenschwarm, der sich endlich in ein brausendes Meer verwandelte, über das die tiefen schauerlichen Glockentöne des St. Peter hinzogen: — ganz Rom wollte die Hinrichtung der Familie Cenci sehen. Von Nah und Fern war man zu dem blutigen Schauspiel herbeigeströmt — — selbst der Baumeister Alcotti mit seiner Tochter war deshalb eigens einen Tag früher

heimgekehrt. Vittoria stand mitten unter den Anderen bleich und erwartungsvoll auf der spanischen Treppe, um den Zug von ferne vorübergehen zu sehen. Guercino war es, der sich zu seinem Entzücken allein an ihrer Seite sah.

Zerstreut blickte sie auf das Getümmel.

»Wo bleibt Guido Reni?« fragte sie wieder und wieder ihren jungen Gefährten. »Ich sandte diesen Morgen nach ihm — seine Thür war verschlossen.«

»Das ist sie jetzt allezeit,« — lautete die Antwort. »Er ist seltsam, Euer Verlobter — vielleicht krank. Wir sehen ihn fast nie — er geht geheime Wege und redet kaum mehr mit uns. Auch hat er jetzt eine Werkstatt für sich allein.«

Sie sah den Sprecher strafend und doch auch furchtsam an. — »Zürnt mir nicht, Vittoria,« fuhr er sanf fort, »aber es ist wie ich Euch sagte. Vielleicht war es nicht gut, daß Ihr so lange von ihm gegangen. —«

Ein Blitz aus ihren Augen traf ihn. — — »Schweigt und helft mir aus dem Gedränge,« herrschte sie ihn an, »ich will nach Hause. Es ist entsetzlich und barbarisch auf ein Weib zu warten, das sie zum Tode führen. Ich will nichts sehen!« —

Und er mühte sich ihrem Befehle Folge zu leisten — — aber ob es nun wirklich schwierig war, dem wogenden Gedränge zu entfliehen, oder ob Guercino, von dem Glück berauscht, die Hand der Geliebten zu halten,

absichtlich die Schwierigkeiten zu erhöhen suchte und den möglichst weiten Weg wählte — genug, sie kamen erst vor der Wohnung Alcotti's an, als die Abenddämmerung schon hereingebrochen war. Die Glocken waren längst verstummt — die Gerichteten standen vor ihrem barmherzigsten Richter — die Menge, erschüttert von dem Ungeheuren, dessen Zeuge sie gewesen, verlief sich allgemach. Vittoria stand tiefaufathmend still. — Sie war eine Andere geworden während dieses Ganges mit Guercino. Einzelne Worte, die er hingeworfen, begleitet von mitleidigen Blicken, hatten ihr Blut aufgeregt und ihre nur leise schlafende Eifersucht erweckt. — Ihre Pulse schlugen wild — — ein Chaos von Gedanken durchwirbelte ihren Kopf. »Es ist Licht in seiner Werkstatt,« flüsterte jetzt Guercino. »Soll ich euren Verlobten rufen, ihm zu sagen, daß Ihr heimgekehrt? Ich denke, er wird es mir danken!« —

Sie nickte und folgte ihm langsam in das Haus. — — Unten an der Treppe stand sie still, nach Athem ringend, so mächtig klopfte ihr das Herz. Erwartungsvoll schaute sie zu ihm auf, als er wieder herabkam.

»Er hört mich nicht — — oder will mich nicht hören — — ich rief und klopfte vergebens. — Es scheint aber, daß irgend ein Fremder bei ihm — ich hörte flüsternde Stimmen, ersticktes Weinen!«

Vittoria flog, ohne zu antworten, die Treppe hinauf — Guercino vermochte ihr kaum zu folgen. Aber kein

Blutstropfen war mehr in ihrem Gesicht, als sie ihre Stirn gegen die Thür der Werkstatt Guido Reni's neigte. —— Man hörte in der That drinnen flüstern. — Das Mädchen erkannte deutlich die Stimme des Geliebten. Worte der Liebe, Laute der Zärtlichkeit, vielleicht keinem andern Ohr verständlich — drangen zu ihr. — —

Mit der Verzweiflung einer Ertrinkenden griff sie nach dem Arm Guercino's. — Eisigkalt waren ihre Finger, als sie seine Hand streiften, er erschrak vor ihrer Berührung. — »Laßt uns zurückgehen!« sagte sie kaum hörbar.

»Ein zweiter Eingang zu der Werkstatt führt durch sein Wohnzimmer,« flüsterte Guercino. »Vielleicht ist jene Thür offen.« — —

Einen Augenblick schwankte sie doch — ihr Stolz und ihr weibliches Gefühl sträubten sich an solchem Ueberfall Theil zu nehmen, aber die Qualen der Eifersucht überwanden diese Empfindungen und ehe sie sich selbst besann, stand sie in dem Wohnzimmer des Geliebten. — Noch einen Schritt und sie trat auf die Schwelle des matterleuchteten Ateliers. — Welch' ein Anblick! — — Guido Reni kniete vor seiner Staffelei, vor der eine Lampe brannte. In seinen Armen hing ein todtbleicher Knabe, dessen Stirn und Augen er immer und immer wieder mit zärtlichen Küssen bedeckte. — Dann und wann warf er einen Blick leidenschaftlicher Trauer, glühender Bewunderung auf ein Bild — — einen Blick,

wie Vittoria ihn nie von ihm empfangen. — — Ihre Augen folgten den seinen und hafteten starr auf dem Bilde: — — es war ein weibliches Portrait. —

Was war es, das die Blicke Vittoria's mit so magischer Gewalt festhielt, an jenem Antlitz, das so lebenswarm sich von dem grauen Grunde löste? — — War es das Licht, das diese großen Augen ausstrahlten? War es die Farbenpracht des Fleisches, dieser zauberische, rosige Schimmer, — trotz aller Blässe der feinen Züge? — Ein blaues Tuch war turbanartig um den Kopf geschlungen, das blonde Haar, goldig leuchtend wie bei den Frauen des Tizian, quoll in üppigster Fülle darunter hervor. Hals und Schultern verhüllten die Falten eines durchsichtigen Gewandes und das Antlitz schaute über die linke Schulter weg — mit unendlich graziöser Biegung des Halses aus dem Bilde heraus den Beschauer an. — Die Stirne erschien etwas niedrig, aber edel, die Nase fein, der Mund üppig, reizend geformt, die Lippen schwellend von süßester Lebenslust. Sie eben bildeten den wundersamsten Contrast zu den todesbangen, flehenden zärtlichen Augen. Thränenschwer, von jener Farbe des durchsichtigsten Braun, wie man ihn eben nur den Augen der Frauen Venedigs nachrühmte, blickten sie unter dem Schutze der langen schwarzen Wimpern hervor. — Sie hätten einer Märtyrin angehören können, einer büßenden Magdalena, einer Hei-

ligen, die Lippen nur einem glühenden, liebenden und geliebten Weibe. —

Vittoria empfand einen namenlosen Schmerz in ihrem Herzen, ein Weh, wie sie es noch nie gefühlt. — Sie sagte sich, daß sie selbst schöner — — viel schöner als diese unbekannte Frau, und dennoch wußte sie, daß sie ihren Geliebten verloren durch sie. — Diese Frau konnte keine Nebenbuhlerin sein, sie war eine Siegerin — überall, wo sie siegen wollte. — Die Hände des Mädchens sanken ineinander, — die Augen hingen halb in Bewunderung verloren, halb in Verzweiflung an diesem Antlitze. — Vittoria hatte Alles ringsumher vergessen — — es war Nichts mehr da für sie, als dieses Antlitz und — eine endlose Wüste. —

Da hörte sie die harte Stimme Guercino's fragen: »Wißt Ihr auch, wen Ihr da bewundert? — — Es ist Beatrice Cenci — die Vatermörderin!« —

Dem schrillen Aufschrei des Mädchens antwortete ein anderer nicht minder lauter Schrei: Guercino fühlte sich im Nu ergriffen und zu Boden gerissen. Kleine Hände umspannten seinen Hals mit Riesenkraft, — ein bleiches zartes Knabenantlitz neigte sich über ihn und ein Mund, der an die Lippen jenes Bildes erinnerte, flüsterte im heiseren Tone der Wuth: »Widerruft, was Ihr gesagt, oder — ich tödte Euch!« —

»Laß ihn los, Bernardo, mein armer Knabe,« sagte jetzt die sanfte Stimme Guido Reni's, — und Guercino

fühlte sich befreit. — »Steht auf und verlaßt mich — — ich habe mit Vittoria Alcotti allein zu reden. — — Und Du, mein Knabe, geh' in unser Schlafzimmer, lege Dich nieder — — Du bedarfst der Ruhe. — — Ich werde bald bei Dir sein.« — —

Sie waren allein. — Er schloß scheinbar ruhig die Thür der Malerwerkstatt, — — Vittoria war auf einen Schemel gesunken und sah finster zu dem Geliebten auf. — Er schritt langsam auf sie zu und kniete vor ihr nieder. — — »Hört mich an,« bat er mit seiner unwiderstehlichen Stimme, »ich habe Euch eine Beichte abzulegen, die uns trennen muß. Seid ruhig, unterbrecht mich nicht — es ist nicht mehr zu ändern. Arme Vittoria — ich hatte doch Recht: »Amore soffrire.« - - Ich habe mein Gelübde gebrochen — ich habe ein Weib gemalt — und Ihr habt ein Recht, mir zu zürnen. Dies verlassene Kind, das Ihr eben gesehen, bat mich um das Bild der todtgeweihten Schwester. — — Ich vermochte seinem Flehen nicht zu widerstehen. — — — Und dann sah ich Beatrice, das schuldloseste Weib unter der Sonne. — — Ich hörte den erschütterndsten Streit glühendster Geschwisterliebe, der je auf Erden gestritten worden. Jedes wollte ja die dunkle, furchtbare That auf sich nehmen, um das Andere zu retten — o Vittoria, der Kerker verwandelte sich in eine Kirche, und das Heiligenbild darin war jene blonde Frau. — — Des schönen Giacomo Opfer nahm man an — — aber ohne Beatrice

freizusprechen. — Bernardo allein wurde für schuldlos erklärt — man gab ihm die Freiheit wieder. — In der Verzweiflung darüber wollte er sich tödten. — — Da sandte ihn Beatrice zu mir. — Und während ich sie malte, redete sie über den Knaben — — — und als ich von ihr Abschied nahm — übergab sie ihn mir als ihr heiligstes Vermächtniß für immer. —

»Ich werde ihn hüten bis zu meinem letzten Hauch, — — es wird von nun an die einzige Aufgabe meines Lebens sein, über Bernardo, den Bruder Beatricens, zu wachen. — — Die einzige — sagte ich, Vittoria — — ich komme mit diesem Worte zu dem schwersten Theile meiner Beichte. — — Seht mich an — — Ihr müßt mich verwandelt finden. Jene Tage im Kerker haben mich zu einem anderen Manne gemacht. Es ist etwas in mir mit Beatrice Cenci zu Grabe gegangen, — — mein Herz. — — Sie nahm es mit sich, Vittoria, — ich konnte ihr nicht wehren und sie zieht meine Seele nach — ich fühle es. — Nennt es bösen Zauber, nennt es den Blick eines Dämons — — — als ihre Augen den meinen begegneten, wußte ich, daß ich noch nie ein Weib der Erde geliebt und nie wieder ein Weib lieben könne. — Wer Beatrice Cenci angeschaut, der kann keine andere Frau mehr anschauen mit dem Verlangen, sie zu besitzen. — Nennt mich krank — wahnsinnig — frevelhaft — ich sage Euch aber, daß ich sie hätte lieben müssen, lieben in alle Ewigkeit, und wäre sie so verbreche-

risch, als sie schuldlos ist. — Nie können diese Lippen wieder die Lippen eines Weibes in Liebe berühren, seit mein Mund auf Beatricens schlanker, bleicher Hand geruht. — Dies Weib hat in jenen Stunden im Kerker meine Augen verzaubert wie meine Seele, daß sie nun nichts Anderes mehr sehen und lieben als eben sie, die beiden Todten, und jenen Knaben, den sie meiner Sorge anvertraut, — Jeder, der in ihre Nähe kam, hat diesen seltsamen Zauber empfunden, — nur eine Einzige nicht, jene furchtbare Frau, der Gott verzeihen möge, jene Frau, die in wahnsinniger Eifersucht auf die Schönheit der Tochter ihr Haupt dem Tode weihte. —

„Da habt Ihr die volle Wahrheit, Vittoria Alcotti. Ihr seht, daß ich rettungslos verloren bin. Ihr seht, daß Ihr Euch mühen müßt, den Mann zu vergessen, der Eure Schönheit und Eure süße Stimme so gering achtete. Und Ihr werdet ihn vergessen! Eure Kunst wird Euch trösten und die edelsten Männer werden um Eure Liebe werben. — — Legt mich zu den Todten, Vittoria — wo mein Herz sich hingekettet.“

Er wollte ihre Hand ergreifen — sie stieß aber einen verzweifelten Schrei aus und schleuderte sie von sich. Dann sprang sie auf und stürzte fort. —

Wenige Wochen nach diesem Vorfall erzählte man sich in Rom die seltsame Geschichte, daß die Tochter des Baumeisters Alcotti, deren süße und mächtige Stimme

alle Musiker, die sie hören durften, entzückte, und deren Schönheit nicht nur den armen Guercino um seine Besinnung brachte, als Nonne in das Kloster der Schwestern vom Herzen Jesu eingetreten sei. — Was sie so plötzlich zu diesem Entschluß gebracht, wußte Niemand, unter ihren Freunden herrschte große Bestürzung darüber und der Vater Vittoria's war in den heftigsten Zorn gerathen. Man bot Alles auf, das Mädchen zu einer Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen. Selbst Pasquini und Teresa eilten, als diese seltsame Kunde zu ihnen drang, von Bologna nach Rom, um den Liebling zu bestürmen, der Welt nicht zu entsagen — vergebens. Sie verlor zwar zum ersten und einzigen Mal am Sprachgitter ihre Fassung, als sie diese beiden theuren Gestalten sah — weinte heftig — allein dieser Besuch blieb ebenso erfolglos als jeder andere. — »Ich will jene Stimme, die Ihr Alle so liebt, zu Ehren Gottes und zu Eurer Freude fortan verwenden, in seinem alleinigen Dienst,« erklärte sie auf alle Fragen und Bitten. Und wiederum verstanden die beiden Geschwister das wunderliche Mädchenherz nicht — — aber diesmals blieb es mit ihnen noch vielen Anderen ein Räthsel. — Ihren früheren Verlobten wieder zu sehen, weigerte sie sich. — Allen Uebrigen schien sie ruhig, ja fast heiter — und die Aebtissin konnte nicht genug die Freudigkeit rühmen, mit der die Schwester Beatrice — so nannte sich fortan die junge Nonne — ihre neuen Pflichten erfülle.

— In den Messen und Andachtsübungen der frommen Schwestern war es ihre Stimme allein, die wie das Licht selbst den geweihten Raum durchdrang und die Klänge der Orgel fast übertönte. — Die Klosterkirche war allezeit von Andächtigen überfüllt. — Oft an jener Säule, dem Chor gegenüber, konnte man auch die Gestalt des armen Guercino gewahren, der seine Stirne gegen den kalten Stein drückte, im Kampf mit seinem leidenschaftlichen Herzen. — — Sie sang es allmälig zur Ruhe jenes Herz — wie das eigene. Nicht umsonst war das süße, feierliche

„Dona nobis pacem“

verhallt. Der Friede kam — für ihre Seele wie für die Seelen Anderer, die da rangen und stritten und diese Bitte hörten. — —

Guido Reni sah seine Braut nie wieder, aber die Erinnerung an diese Frau — die einzige, die dem berühmten Meister jemals nahe getreten — zieht doch durch alle seine Werke. Vittoria Alcotti's Antlitz lächelt und grüßt aus verschiedenen Wolkenfalten hervor. — In seiner stolzen Judith wollten seine Zeitgenossen die edlen Züge der jungen Sängerin wieder erkennen, wie in der rosenfingerigen Aurora des prachtvollen Deckengemäldes im Palast Rospigliosi ihr reizendes Lächeln, in einer Caritas ihre schöne Gestalt. — — In dem jungen Helios mit seinem flatternden goldenen Haar

und edlen Antlitz fand man den Knaben Bernardo wieder — — aber jene Augen, die ihn so bezaubert und den Armen Vittoria's entrissen, malte er nur einmal. Sein Leben war ein ruhmgekröntes — man feierte ihn, wohin er sich wendete — in Bologna und Rom ehrte man ihn wie einen König, — seine Feinde konnten ihm nicht schaden, der Glanz seiner Werke durchdrang wie der Sonnenschein die Welt, und die schwarzen Schatten des Neides flohen vor ihm. — Aber einsam lebte er bis zu seinem Ende, denn Bernardo Cenci starb vor Gram kaum ein Jahr nach dem Tode Beatrice's. — Da blieben denn allein jene Augen bei ihm, die er immer anschaute, wenn er sich zu einer neuen Schöpfung begeistern wollte — wie wenn er müde und traurig war — jene Augen, die ihn verfolgten Tag und Nacht, die ihm leuchteten durch die Wüste des Lebens, nach denen er sich sehnte bis in den Tod, auf die er hoffte in der Ewigkeit — — die er allein geliebt: die Augen der Beatrice Cenci. —

Barbarina la Bella.

Motto:
„Souvent femme varie."
François I.

I.

In Venedig.

Nie war die Perle der Adria glänzender erschienen, nie hatten die vornehmen Edelleute mehr mit einander gewetteifert in der Veranstaltung prunkvoller Feste, als in den Herbstmonaten des Jahres 1743. Die Tage des alten Glanzes schienen wiedergekehrt in jenen blumengeschmückten, hell erleuchteten Palästen am Canal grande. Und keine Stadt der Welt vermag es je, ihren Festen einen so magischen Reiz zu verleihen, als sie, jene wundersame Meereskönigin. Es mischt sich etwas Schauerlich-Märchenhaftes in all' jenen Zauber, in das Murmeln der Wellen, auf denen die schwarzen Särge hingleiten, Gondeln genannt, die statt des Todes so viel blühendes Leben bergen; in die süßen, gedämpften Klänge der Mandoline, in den schwermüthigen Gesang

der Gondolieri, ein Etwas, das da flüstert: Genieße den Augenblick, der nächste bringt Dir vielleicht den Tod. Das Meer, das wilde, tückische Meer, wird über all' diese Herrlichkeit hinfluten. — Alles wird versinken, und die Blume der Wasser wird ein Traum gewesen sein.

Und sie schienen ihn zu genießen den flüchtigen Augenblick alle jene strahlenden Frauen und schönen Männer, sie leerten den schäumenden Becher der Lust, sie stürzten sich mit Seele und Sinnen in die hochgehenden Wogen der Freude, und aus Aller Augen blitzte das kecke, leidenschaftliche „Evviva la gioja!“ — Die rauschenden Feste galten aber diesmal der Abschiedsfeier der reizendsten Frau Venedigs, der jungen Tänzerin Barbarina. Die vornehme Jugend der Lagunenstadt lag ihr zu Füßen und die süßesten Töne der gefeierten Sängerin vermochten nicht zur Hälfte jenen Beifallssturm hervorzurufen, der das Teatro Samuele erschütterte bei den Bewegungen der kleinen Füße der Barbarina oder einer jener zauberischen Biegungen ihrer vollendeten Gestalt. — Der Ruf ihrer Schönheit und Grazie hatte auf Schmetterlingsflügeln die halbe Welt durchflattert; von Paris aus waren bereits verführerische Lockungen ergangen — und der König von Preußen, Friedrich der Zweite, hatte einen glänzenden Contract eingesandt. Eine wunderliche Scene war es, die bei der Unterzeichnung desselben stattfand. Die Tänzerin war nicht allein, als man ihr ihn zur Unterzeichnung durch einen der Se-

natoren der Republik Venedig vorlegte; der Sohn ihres Oheims, der bekannte Componist und Geigenspieler Tomaso Albinoni, war bei ihr. — Sie hatte eine seltsame, fast wilde Zärtlichkeit für jenen finstern, verschlossenen Mann, der so wunderschön die Geige spielte, und dessen Weisen eine so seltsame, beruhigende Macht ausübten auf ihre Seele.

Zuweilen dachte sie sogar daran, den Tomaso zu heiraten — einzig, um zu jeder Zeit und Stunde seiner Musik lauschen zu dürfen. Aber Albinoni war arm und hatte eine blinde Mutter, die er nie zu verlassen geschworen — „und Du mußt im Glanze leben, wie die Rose im Sonnenschein,“ hatte er zu Barbarina gesagt. Er liebte sie mehr als sein Leben, mehr als Alles in der Welt, — aber er hätte es nicht ertragen, sie an seiner Seite ein dunkles, ernstes Leben voll kleiner Entbehrungen und Sorgen leben zu sehen. — Denn als sein Weib hätte sie nicht Tänzerin werden, nicht Tänzerin bleiben dürfen, das würde sein stolzes Herz verlangt haben. — Und so sah er sie mit verzweifelter Freude bewundert, mit süßem Ingrimm gefeiert und mit Genugthuung reich werden. — Wenn sie in ihren verschwenderisch geschmückten Gemächern ihm entgegentrat, gekleidet wie eine Principessa, lachend und strahlend wie ein Frühlingsmorgen, dann schlang er mit stolzer Freude den Arm um ihren schlanken Leib und fragte: „Bist

Du glücklich?« — nur um ihre Antwort zu hören: — »Glücklich wie eine Göttin, Tomasio!«

Und wenn sie wiederum zu seiner Mutter kam und in die niedere Stube trat, die bauschigen, schleppenden Seidengewänder zusammenraffend, um schnell wie ein Zephir zu dem Sessel der alten Frau hinzuschlüpfen, wenn sie dann die welke, braune Hand in ihre feinen Hände nahm und ihr blühendes Gesicht der runzelvollen Wange nähernd, so reizend schwatzte und lachte — dann hätte auch er der ganzen Welt zurufen mögen: »Ich bin glücklich.« — In dem Winkel der Stube, ohnweit des Sessels, lagen braune Polsterkissen. Auf diese Kissen pflegte sie sich dann alle Zeit niederzukauern, wenn sie sich und die Alte müde geplaudert, und dann bat sie: »Spiele, Tomasio!« — Und dann spielte er — seine eigenen reinen Gedanken wurden zu Tönen, zu Melodien. — Stundenlang konnte die Barbarina lauschen, Nichts in der Welt konnte süßer und ergreifender sein als der Ton seiner Amati. — Wenn er endlich ermüdet den Arm sinken ließ, und die Mutter eingeschlafen war über den süßen Klängen, stand das Mädchen leise auf und huschte zu dem Geliebten herüber. Beide Arme schlang sie um seinen Hals, um ihm zu danken. — Das waren entzückende Augenblicke; er, Tomasio Albinoni, vergaß, wie viel Sorgen und Noth ihm die Barbarina gemacht, wie er die früh Verwaiste mit Hilfe seiner Mutter und eines frommen Abbate erzogen, und wie sie doch so trotzig und

unbändig geblieben sei, trotz aller Liebe zu ihm. — Seit sie Tänzerin geworden, wohnte sie mit einer alten Verwandten allein, aber kein Tag verging, wo nicht Tomasio zu ihr hinüberging, oder sie zu ihm huschte. — Nichts unternahm sie ohne seinen Rath. Er kannte ihre Einnahmen und Ausgaben so genau wie seine eigenen, und die Namen aller ihrer Anbeter und die schönsten Blumen, die feurige Bewunderung zu ihren Füßen niederlegte, verblühten in der Nähe der armen Blinden. — Die Anerbietungen aus Paris hatte Tomasio zurückgewiesen und die Fragen aus Berlin hatten ihn mit Angst und Unruhe erfüllt. Sie waren ungleich glänzender als jene, und in seinem edlen, uneigennützigen Herzen stiegen Zweifel auf, ob es nicht ein Unrecht, die Barbarina einer gesicherten Zukunft zu berauben. Der Refrain aller dieser Ueberlegungen war freilich: »Ich **kann** sie nicht verlieren — sie **darf** Venedig nicht verlassen!« — und so bestand er fest und immer fester darauf, jenen Antrag aus Deutschland abzulehnen. Aber die angebetete Tänzerin hatte ihre trotzigen Stunden, wo sie sich gegen jedes Wort, das wie ein Befehl lautete, auflehnte, wie ein wildes Roß gegen den Zügel, und als der Senator mit jenem Contract zu ihr trat, hatte obendrein der junge Lord Stuart Makenzie, der eifrigste und verschwenderischeste ihrer zahlreichen Bewunderer, eine spöttische Anklage laut werden lassen gegen den Mentor der »Königin der bella Venezia«. Sie war ungewöhnlich gereizt

in eben dieser Stunde und Tomasio Albinoni ungewöhnlich stolz und fest. — Und so kam es, daß sie halb lachend, halb weinend den Contract plötzlich unterzeichnete. Er sollte ihr nicht gebieten! — Sie wollte frei sein und frei scheinen! — Sie schien es nicht zu bemerken, daß Tomasio zur Stelle ihr Gemach verließ; sie blieb mit dem schönen Stuart allein, plauderte so hastig und zerstreut wie nie, war unruhig wie ein fieberndes Kind, sprang auf, stieß die Blumenvasen um, zerbrach eine kostbare Amphora mit Rösenöl, riß die Fenster auf, um sie gleich wieder schließen zu lassen, und schickte endlich ihren Anbeter ziemlich unfreundlich nach Hause.

Zum ersten Mal ging sie heute nicht zu der armen Blinden, aber in der Nacht, schlaflos sich in den Kissen emporrichtend, schwor sie sich, den Contract nicht zu halten, trotz der Könige einer ganzen Welt. — Was wollte solch ein Blatt Papier mit ihrem Namen bedeuten? — Was ein König — einer Bürgerin der Republik gegenüber? — Und zwischen der Unterzeichnung und der Erfüllung lagen noch drei Monate. Erst im November erwartete man sie in Berlin. — Ihr Herz wurde wieder leicht — sie konnte einschlafen.

Tomasio Albinoni beruhigte sich nicht so leicht, als sie am nächsten Tage reuevoll — und wie unwiderstehlich war sie, wenn sie bereute — zu ihm eilte und ihm ihren festen Entschluß mittheilte. Zwar verzieh er ihr — denn was verzeiht wahre Liebe nicht — aber er

sagte: »Man wird Dich nicht freigeben — sie werden Dich aus Venedig mit Gewalt entführen! Die Könige sind mächtiger, als Du glaubst!«

Aber die Barbarina verlor den Muth nicht. Ihr phantasievoller Kopf ersann Pläne auf Pläne, je näher der verhängnißvolle Termin rückte. Eine schriftliche Zurücknahme des Contracts war nicht allein erfolglos geblieben, sondern hatte ernste Sorgen gehabt. Der Balletänzer Poitier erschien in Venedig, die Barbarina nach Berlin abzuholen. Es war offenbar, der König Friedrich verstand keinen Scherz. Er verlangte von der Republik Venedig die Auslieferung der Tänzerin und ein königlicher Cabinetsbefehl enthielt die Weisung, unverzüglich dem Grafen Dohna zu folgen, der bereits von Berlin abgereist sei, die Wortbrüchige an ihre Pflicht mit Güte und Gewalt zu mahnen.

Einige Tage lang war die Schöne wirklich in Verzweiflung angesichts dieser drohenden Ordre. Sie weinte und schluchzte, sie verschmähte Speise und Trank, selbst das Geigenspiel des Geliebten entlockte ihr nur neue und leidenschaftliche Ausbrüche des Schmerzes, und als der gewandte Tänzer Poitier wirklich in ihrem Hause erschien, mit der unterthänigen Bitte, ihm zu gestatten, ihr Reisebegleiter zu werden, so weigerte sie sich, ihn zu sehen und schwor bei allen Heiligen, daß sie ihre Heimat nimmer verlassen könne, daß sie sterben müsse bei dem ersten Versuch, sie von hier zu entführen. — Ganz

Venedig nahm Theil an diesen Kämpfen und der Trauer seines Lieblings, und Jeder fand es so begreiflich, daß sie sich weigerte, in den kalten Norden zu ziehen. Mußte sie nicht draußen in der Fremde an Heimweh sterben?! — Konnte ein Kind Venedigs jemals seine Heimat vergessen? Gab es irgendwo in der Welt diese Paläste und Kirchen, eine Piazzetta, ein Glockenspiel des Campanile, einen Marcusplatz mit seinem Dogenpalast, mit seinem Dom, mit seinen Taubenschwärmen und seiner tiefblauen Adria, deren Wellen so sinnverwirrend rauschten? — Und dann — wer jubelte wohl der Barbarina so feurig zu, wenn sie sich zeigte, wer würde sie so feiern, wer sie so auf den Händen tragen als die Venezianer?! — Konnte sie von jenen kaltherzigen Bewohnern des Nordens solche auflodernde Huldigungsflammen erwarten? Nimmermehr! — Sie that klug daran, wenn sie blieb, der schöne Liebling Venedigs.

Je näher der Tag der Ankunft des Grafen Dohna rückte, je ruhiger wurde auch die junge Tänzerin. Sie tanzte und lächelte bezaubernder denn je zuvor, vielleicht in der Absicht, all' ihren Bewunderern die Scheidestunde zu einer unerträglich qualvollen zu machen. Man sah aber den jungen Lord Stuart jetzt täglich in ihrer Gesellschaft, und sie zeigte sich besonders huldvoll gegen den schönen Mann, dessen Antlitz in der feinen Regelmäßigkeit der Züge, mit dem schmachtenden Blick der blauen Augen, eingerahmt von dem üppigsten Goldhaar, ihm

bei den Männern den Namen la Biondina zugezogen; — und wahrlich, er glich auch mehr einer reizenden Frau. Die stolzen Venezianerinnen verschmähten ihn deshalb auch trotz seines Reichthums, und sie verwunderten sich über die Barbarina, daß sie sich so zärtlich zu ihm wandte. — An einem Tage nun hatte die kleine Cameriera an der Thür gelauscht, als nur die alte Base der Tänzerin und der Lord bei der Gefeierten Einlaß erhalten und jeder andere Besuch abgewiesen worden war, unter dem Vorwand, die Barbarina sei krank. — — Helles Lachen ihrer Gebieterin war in ihr Ohr geschlagen — und die jubelnden Worte: »So geht es — das muß ihn täuschen! Nur Muth, mein Freund — — ewige Dankbarkeit wird Euer Lohn sein! — —«

»Sagt lieber ewige Liebe, schönste Barbarina!« flüsterte hier die Stimme des Lords.

»Auch das — wenn Ihr wollt!« lautete die neckische Erwiederung. — —

Mehr hörte die Kleine nicht. Tomasio Albinoni's Schritt verscheuchte sie von ihrem Plätzchen. —

Von jenem Tage an blieb die Barbarina krank zum großen Kummer ihrer zahllosen Anbeter. Niemand als Tomasio hatte bei ihr Zutritt. Es nahm Niemand Wunder, daß Lord Stuart ebenfalls in seiner Trauer um die leidende Geliebte sich zurückzog und unsichtbar blieb. Der »Dottore« schüttelte den Kopf zu der räthsel-

haften Krankheit der Gefeierten, hoffte aber sie dennoch mit Hilfe seiner nie fehlenden Kunst so weit herzustellen, daß sie den deutschen Grafen empfangen könne. — Und solches geschah denn auch wirklich. In einer Abendstunde ließ sich der alte Diplomat melden und wurde, da man auf seine Ankunft vorbereitet war, nach kurzer Frist in das Boudoir der kranken Tänzerin geführt. — Beim matten Schein der Ampel entdeckte der gewandte Hofmann die Gefeierte auf einem Ruhebett, in eine Wolke von indischem Mousseline und Spitzen gehüllt, mit einer Decke von blauem Atlas zugedeckt. Zu den Füßen des Lagers saß eine alte Frau, die sich bei seinem Eintreten ehrerbietigst erhob. — Eine matte, etwas tiefe Stimme begrüßte den Gesandten der nordischen Macht, der nach einigen Entschuldigungen an dem Lager der Kranken Platz nahm und höchst aufmerksam das Köpfchen auf dem blauen Atlaskissen betrachtete, das vor ihm lag. — — Wunderhübsch war es freilich — wenn auch etwas kolossal in seinen Umrissen — — aber er hatte sich eben die Barbarina ganz anders gedacht, — eine echte Tochter des Südens, mit dunklen Feueraugen und nachtschwarzem Haar. — Wie aus Marmor gemeißelt waren diese Züge, von strengster Regelmäßigkeit — — allein blaue schmachtende Augen schlugen ihre goldenen Wimpern zu ihm auf und aus dem Spitzenhäubchen stahlen sich einige kurze Locken von hellblonder Farbe. Der alte Herr war gerührt und überrascht von

der Sanftheit, mit welcher ihn die berühmte Tänzerin empfing. Er hatte sich auf einen Sturm vorbereitet und vor der Heftigkeit der Italienerin heimlich ein wenig gezittert. — und nun fand er eine Taube. — Als nun aber diese, wenngleich leise und sanft, die Bitte aussprach, bis zu ihrer Wiederherstellung noch hier bleiben und wenigstens den Winter in dem milden Klima Venedigs zubringen zu dürfen, da fand er es doch für gerathen, die Instructionen seines königlichen Herrn hervorzuziehen und selbige mit fester Stimme vorzutragen. — Es war darin ohne sonderliche Umschweife oder zierliche Wendungen gesagt, daß der Graf Dohna die Tänzerin Barbarina bei königlicher Ungnade lebend oder todt, gesund oder krank, freiwillig oder mit Gewalt zur Erfüllung ihres eigenhändig unterzeichneten Contracts nach Berlin zu bringen habe. — Als er diese nicht sehr erbauliche Lectüre beendet, fragte er mit einer artigen Verneigung, wann die Gefeierte zu reisen wünsche, gab aber allsogleich zu bedenken, daß er keinen längeren, als dreitägigen Urlaub für die Dauer seines Aufenthalts in Venedig von seinem königlichen Herrn erhalten habe. — —

„Nun denn — in drei Tagen werde ich bereit sein!“ hauchte das sanfte Opfer. — „Eine Bedingung nur stelle ich: der Tag meiner Abreise bleibe für meine hiesigen Freunde ein Geheimniß. Ich könnte es nicht ertragen, sie in Trauer zu sehen und Abschied zu nehmen von ihnen. —“

Wie gern gewährte der edle Graf diese Bitte und wie leichten Herzens schied er von der Gefürchteten. — — »Sie ist wie weiches Wachs — — ganz, ganz anders, wie man erwartete,« murmelte er im Fortgehen. Freiwillig versprach er noch sie bis zur Abreise ferner nicht mehr mit Besuchen zu belästigen und nur am dritten Tage in der ersten Nachtstunde solle die Gondel an der Riva halten, um sie an das Schiff zu bringen, das »die köstliche Beute«, wie er sich auszudrücken nicht unterließ, nach Triest zu führen bestimmt sei. — —

Seltsam war es doch, daß die Barbarina so wenige Kasten und Kisten an Bord schaffen ließ. — Eine Frau und Tänzerin liebte es doch allerlei Tand mit sich herumzuführen. Eine kleine Weile warten mußte er auch, der Abgesandte des Nordens, ehe die Ersehnte auf den Arm eines alten Dieners und des Tänzers Poitier gestützt in Schleier und golddurchwirkte Tücher gehüllt in die Gondel stieg. Das war eine neue Seltsamkeit — einen Diener mitzunehmen statt einer niedlichen Zofe — und diese letztere war der Graf noch weniger zu verzeihen geneigt als die erstere. — Er war aber im Grunde so seelenfroh, als er sie an Bord des Schiffes wirklich und leibhaftig vor sich sah — daß er ihr kein Wörtchen des Vorwurfs sagte. — — Noch einmal, ehe die Gondel von der Riva stieß, mußte sich die vermeintliche Barbarina herausneigen, um zurückzuschauen nach dem on Windlichtern erhellten Balcon. Ueber den bunten

Teppich der Balustrade neigte sich grüßend eine Frauengestalt nieder, umschlungen von dem Arm eines Mannes. Ein Lichtschein fiel auf sein Gesicht und erhellte die tiefgebräunten, edel geschnittenen Züge Tomasio Albinoni's. — Wie sich da das sanfte Taubenantlitz in der Gondel verzerrte — wie sich die nicht allzukleinen Hände ballten! Zum Glück sah es der Graf nicht! — — das Schiff mit der Barbarina flog davon. —

Und was hatte sie denn geträumt die schöne Schlange, als sie den jungen Stuart unter den zärtlichsten Bitten und Verheißungen in ihre Shwals und Spitzenhäubchen hüllte — als sie ihm befahl, auf der Reise seinem vornehmen Kerkermeister zu entwischen und nach England zurückzukehren, woselbst sie ihn zu treffen hoffe. — . — Nun — nichts Anderes, als was wohl ein glühendes Herz und ein toller Frauenkopf zuweilen träumen kann. Sie dachte sich die Lösung aller dieser Conflicte so leicht. Lord Stuart sollte fliehen — und in London so lange auf sie warten, bis es ihr gefallen würde, aus Neugierde einmal herüber zu kommen — wenn sie nämlich jemals des Tomasio überdrüssig werden könne. Seiner nnd seiner Amati überdrüssig? Welch' ein Gedanke! Des plötzlich so gewaltig so über alle Maßen geliebten Tomasio Albinoni überdrüssig, mit dem sie eben jetzt an den Lago Maggiore zu fliehen und sich allda so lange zu verber-

gen gedachte, bis der Horizont im Norden sich wieder aufgehellt. — —

Und Tomasio, der ernste Musiker, der besonnene Schützer der Barbarina? — — Konnte er diesen „Carneval“ gut heißen — glaubte auch er an ein so schnelles Verziehen des Ungewitters, das die Geliebte heraufbeschworen? — — Ja, er glaubte daran, denn welcher Mann wäre nicht geneigt das Unwahrscheinlichste zu glauben, das Widersinnigste zu hoffen, das Frevelhafteste zu wünschen — — — wenn er liebt.

Es kam aber natürlich Alles anders, ganz anders. Lord Stuart Makenzie, von unerträglicher Eifersucht gefoltert und von allerlei Zweifeln gemartert, gestand bereits kaum zwei Stunden von Venedig entfernt dem Grafen Alles. — Die Folge dieser Entdeckung war natürlich die schleunigste Rückkehr nach der Lagunenstadt. Die schöne Tänzerin war eben damit beschäftigt unter Lachen und Scherz ihr kostbares Geschmeide, meist Huldigungen des verschwenderischen Insulaners, in ein Kästchen zu schließen, als Graf Dohna bei ihr eintrat – — — im Nu verstand sie Alles. Aber sie schrie weder auf, noch fiel sie in Ohnmacht. Ein einziges Wort schlüpfte zwischen den weiße zusammengepreßten Zähnen hindurch: „scelerato!“ — — Dann gab sie ruhig Befehl ihre

Sachen zu packen — — ging hinüber zu Tomasio und seiner blinden Mutter — — und am nächsten Morgen bestieg die wirkliche Barbarina, allerdings in Begleitung einer kleinen Militär-Escorte, das Schiff nach Triest. — Diesmal drängte sich eine ungeheure Menschenmasse auf den Marcusplatz — und zahllose Gondeln umgaben die Gondel der Tänzerin, um sie zu geleiten. Man erstickte sie fast mit Blumen — man hob sie aus der Gondel in das Boot, man küßte ihr Hände, ihr Gewand, ihre kleinen Füße. Es war eben jene Trunkenheit der Völker des Südens. — Sie stand dann hoch aufgerichtet an der Spitze des Bootes und winkte mit ihren weißen Händen herüber und Niemand vergaß diesen Anblick. — Die Augen der Barbarina waren verschleiert von Thränen — — sie nahm Abschied von der geliebten Venezia, — von Tomasio Albinoni. Seine dunkle Gestalt blieb allein im Boot zurück. Die Barbarina neigte sich über den Rand des Schiffes — und grüßte — er regte sich nicht. — Ihre letzten Küsse brannten noch auf seinen Lippen — ihre letzte, verzweifelte Bitte tönte noch in seinem Ohr: „Folge mir!“ — und er hatte ihr auch gelobt Venedig zu verlassen und auszuwandern nach dem kalten Norden, um in ihrer Nähe zu bleiben bis zu seinem letzten Athemzug — aber nicht eher, als bis die arme blinde Mutter heimgegangen. Sie konnte jene Reise nicht ertragen — und ohne sie durfte er Venedig nicht verlassen. »A rivederci!« — war es dann von Lippe zu Lippe

geflogen — »a rivederci« hatten die schmerzzerrissenen Herzen geflüstert — — und mit diesem höchsten Trostwort der Erde waren sie von einander geschieden. — —

Was Lord Stuart betraf, so hatte er, die Heftigkeit der Angebeteten fürchtend, zwar nicht gewagt in Venedig ihr vor Augen zu treten — sich aber doch entschlossen auf anderem Wege ihr nach Deutschland zu folgen und in Berlin zu ihren Füßen Vergebung zu erflehen. — Daß Albinoni der Geigenspieler seine Heimath verlassen und ihr in den kalten Norden folgen werde, fürchtete er nicht. Zudem beschwor er — in Bezug auf die Frauen die Wahrheit des Wortes: »Zeit gewonnen — Alles gewonnen.« Er reiste also bald nach der Barbarina voll frohen Muthes ab nach Berlin. —

II.

In Berlin.

Seit länger als einem Jahre war die reizende Tänzerin nun in der Stadt der Eisregion, und wenn sie die kleine Hand auf das wandelbare wunderliche Herz legte, mußte sie sich gestehen, daß sie noch wenig Zeit und Veranlassung gefunden, sich nach der Lagunenstadt allzusehr zurückzusehnen. — War es der Reiz der Neuheit, waren es die unbegrenzten Huldigungen, die man ihr von allen Seiten darbrachte, war es das fast

fürstlich eingerichtete Haus, das sie bewohnte — und in dem sie wie eine Königin herrschte, Feste gab, zu denen sich die höchste Aristokratie der Residenz drängte, die ungeheure Gage, die man ihr zahlte, die prachtvollen Geschenke, die man ihr zu Füßen legte, — war es die Gnade des königlichen Herrschers selbst, die sie die Heimath vergessen ließen — — die Barbarina dachte nicht darüber nach. — Sie lebte wie im Taumel dahin — sie tanzte, sie ließ sich anbeten, sie lachte über jene gewaltigen Männergestalten, die sie zu ihren Füßen sah und die so entsetzlich ernsthaft geliebt sein wollten — bis über die Ewigkeit hinaus, sogar! — Welch' ein Verlangen! — — Lord Stuart — der sich sehr bald einzufinden wagte, hatte aber einen schlimmen Empfang gehabt, so klug und warm sogar der englische Gesandte selbst die Gefeierte auf den Besuch seines Landsmannes vorbereitete. Sie nannte ihn laut einen elenden Feigling, und als er sich mit all der verzweifelten Hartnäckigkeit der Verliebten dennoch auf ihre Hand stürzte, wieder und wieder um Vergebung erflehend, — da berührte eben diese Hand seine Wange etwas heftiger und kürzer, als sein Herz wünschen konnte. — Der junge Engländer verließ die Geliebte nach diesem Vorfall freilich für immer. — Vergebens bemühte er sich in seiner Erbitterung einen Krieg Englands mit Deutschland herbeizuführen, als kleine Rache für seine gekränkte Ehre, — — der eigene Landsmann rieth ihm in diesem Puncte Vorsicht und Schweigen,

da der König von Preußen nun einmal durchaus keine Umstände zu machen pflege mit fremden Landeskindern. Es erging denn auch plötzlich an den Lord Stuart Makenzie die königliche Weisung, sich andere Länder und Städte zu besehen, mit der Bemerkung, daß Se. Majestät die feste Ueberzeugung hege, England selbst empfinde das lebhafteste Verlangen nach der baldigen Heimkehr seines Sohnes. — Und so verschwand denn der hübsche, blauäugige Lord mit all' seinen Schätzen vom Schauplatz, und verschenkte fernerhin sein Geld und seine Diamanten den barmherzigeren Schönen seiner nebligen Heimath.

Hatte die Barbarina wirklich die bella Venezia ganz vergessen? — Ach, wer vermöchte das, der nur einmal die Wellen der Adria rauschen, nur einmal die Glocken von St. Marcus läuten hörte. — Und dann? — War nicht Tomaso Albinoni und seine Harfe dort, ihre erste Liebe? — Oft fuhr sie vom Kissen auf und lauschte, auf den weißen Arm gestützt, die Augen schlummertrunken in das Dunkel gerichtet. — War das nicht der Klang seiner Amati? — Waren das nicht jene wunderbaren Melodien, die ihre Seele so süß beruhigten, die so sanfte, fromme Gedanken brachten? — Wie aus weiter Ferne tönten sie herüber. Dann sehnte sie sich nach ihm, dessen Hand die Saiten erklingen ließ, sehnte sich nach ihm bis zu heißen, zornigen Thränen, wünschte sich Flügel, um zu ihm — allein zu ihm zu eilen über Land und Meer.

Sie, die Barbarina, die Herrscherin und Königin, hätte dann Alles hinwerfen mögen, alle jene elenden Kostbarkeiten, jene armen Juwelen, jene werthlosen Spitzen, Anbetung, Ruhm, das ganze üppige Leben in der reichen Stadt, um nur einmal wieder in dem Stübchen der armen Blinden auf jenem schlechten Polster im Winkel kauern zu dürfen, wenn Tomaso Albinoni die Geige spielte. Und warum kam er nicht? — Weil die alte Frau nicht leben konnte ohne ihn und ohne die Luft Venedigs, ohne jene süße, weiche Luft, nach der sich Jeder schmerzlich sehnt, der sie einmal athmete. Briefblätter flogen oft zu ihr hin; er schrieb ihr von seinem ernsten, einsamen Leben; er schrieb ihr von der Sehnsucht der Mutter nach ihr, dem Lichtstrahl des Hauses; er schrieb ihr von seinen Arbeiten, von Venedig, von Allem, — nur von seiner eigenen Sehnsucht schrieb er Nichts. — Die glühendsten Namen gab er ihr, die süßesten Liebesworte flüsterte er ihr zu, und die Barbarina verschloß an den Tagen, wo solche Blätter in ihre Hände kamen, ihre Thüre vor Jedermann und weinte über diese Zeichen der Liebe und küßte die todten Buchstaben so lange, bis ihre Spur verlöscht war, und trug sie auf ihrem Herzen eine ganze lange Nacht. — Am andern Tage aber war der Schmerz überwunden und sie trat wie eine Sonne hervor, lächelte wieder, scherzte und tanzte.

So ging das Leben weiter und weiter — heitere ungezählte Tage, Wochen, Monate. Die Barbarina führte

das Dasein eines Schmetterlings zur Rosenzeit — sie war und blieb der Abgott von Hoch und Niedrig. Der König selbst gab nach wie vor das Zeichen zu dieser Vergötterung. So hübsch und graziös die Französinnen Roland und Cochois auch waren, sie erschienen neben der Italienerin kalt und matt. Es war eine hinreißende Leidenschaft in dem Tanze der Barbarina, und ihr Mienenspiel war von einer Wahrheit und Lebhaftigkeit, die bezaubern mußte. Nie fehlte der Hof, wenn sie tanzte. — Der König liebte es, nach dem Ballet ihr die schönsten Dinge zu sagen, und sie liebte es, dieselben anzuhören.

Von den zahllosen Gedichten, in denen man die Anmuth und Gewalt der Reize der Tänzerin feierte, schrieb man viele dem königlichen Herrn selber zu. Einer von diesen Versen lebte besonders in Aller Munde. — Als die Ballerina nämlich eines Abends als Furie des Hasses in einem neuen Ballet zum ersten Mal erschien und Alles zu lauter Bewunderung hinriß durch die maßvolle Leidenschaft ihrer Bewegungen und ihres Ausdrucks, flog ein Zettel auf die Bühne nach Beendigung des Tanzes, worauf mit Silberstift die Worte standen:

„Quand sous la forme d'un démon
Barbarina paraît sur la scène,
Chacun dit à son compagnon:
Que le diable m'entraîne.“

Woher er kam — Niemand wußte es. — Die Barbarina selber lachte, wie sie noch nie in ihrem lusti-

gen Leben gelacht. Das Blatt pflegte von diesem Abend an immer auf ihrem Tische, in einer kostbaren Onyxschale, zu liegen. — Sie selbst liebte es, jenen kleinen Vers wieder und wieder vorzulesen, und man glaubte in der allerdings verstellten Handschrift die charaktervollen Schriftzüge Friedrichs II. zu erkennen. — Wie reizend war sie, wenn sie, den Kopf zurücklehnend an die geschnitzte Lehne ihres Sessels, so silbern auflachte, und die weißen Zähne zwischen den rothen Lippen blitzten, und die Augen so hell funkelten, so übermüthig mitlachten, als ob es keine Sorge und keine Thräne in der Welt gäbe. — Die blendenden Schultern schauten so verführerisch aus der kostbaren Spitzengarnitur hervor, die den Saum des Atlaskleides umgab. Und die Füße, die kleinsten und trotzigsten Füße der Welt, die einzige Schönheit einer Frau, die nie das Zeichen des Alters trägt, — wie entzückend sie waren in den Hakenschuhen von rothem Sammt, mit der schwarzen Spitzenschleife darauf! — Es gab Männer, die da behaupteten, die Barbarina um dieser Füße willen allein zu lieben! — Was hätten Verliebte aber nicht schon behauptet!

Bei all' der zärtlichen Bewunderung des hohen Herrn geschah es doch zuweilen, daß die Tänzerin durch einen Cabinetsbefehl zum Auftreten gezwungen wurde, oder daß der König die Widerspenstige in Begleitung einiger Soldaten auf die Bühne bringen ließ. Er, der Alles wußte, Alles verstand und seine Zeit nicht allein,

sondern auch eine kommende begriff, — konnte nicht begreifen, daß die Frauen aller Zeiten ein Recht besitzen — Launen zu haben und eigensinnig zu sein — die schönen und reizenden wenigstens.

Die Zeit flog dahin, unaufhaltsam vorüber an allem Glück und Genuß wie an allem Elend, unbarmherzig und barmherzig zugleich. — Und so kam auch für die Barbarina ein böser Tag, der die Kunde des Todes des Tomasio Albinoni brachte. — Er war wie eine Kerze erloschen, sanft dahingegangen wenige Wochen nach seiner Mutter, und den Abend nach der Vollendung einer wunderschönen Messe.

»Morgen reise ich!« waren seine letzten Worte gewesen. Eine lange schwarze Haarlocke hatte er in den letzten Stunden, wie spielend, um seinen Finger geschlungen, — man legte sie mit ihm in den Sarg, so wie seine Geige. — Die Aerzte redeten davon, daß er allezeit eine schwache Brust gehabt.

Die Barbarina trauerte nach Empfang dieser Botschaft thränenlos und starr drei Tage und drei Nächte in dem dunkelsten Winkel ihres Zimmers, und Niemand hatte den Muth, sich ihr zu nähern. Der Blick ihrer Augen war erschreckend, und es lag eine so wilde Entschlossenheit in dem fest zusammengepreßten Munde, daß selbst der Arzt des Königs nur von Weitem sie anzuschauen wagte. Er legte den goldenen Knauf seines gewichtigen Stabes bedenklich an die Nase und gab mit

ganz leiser Stimme den Befehl, man möge die Vorhänge herablassen und die Kranke nicht stören. Die Wendung der Krankheit werde bald eintreten, und dann möge man ihn unverzüglich rufen. — Die Wendung trat freilich später und in etwas anderer Art ein, als der weise Herr erwartet. Am Morgen des vierten Tages nämlich erhob sich die Barbarina plötzlich, brach in ein krampfhaftes, stundenlanges Schluchzen und Weinen aus, verlangte dann ihre Chocolade, trat endlich vor den Spiegel, ließ sich schmücken und fuhr in die Probe des neuesten Ballets des Monsieur Poitier: »Die Göttin Cythere« benannt. — Drei Tage nachher tanzte sie in eben diesem Ballet bezaubernder denn je zuvor.

Seit jener Zeit erschien sie übermüthig und toll wie noch nie. Sie stürzte sich mit fast wilder Hast in einen Taumel von Vergnügungen, sie trieb sich selbst von Aufregung zu Aufregung, von Fest zu Fest. — Glänzend und berückend erschien sie Allen, — nur hatte sich ein härterer Zug um Augen und Lippen gelagert, und eine tiefe, finstere Falte auf der Stirn, gerade über der feinen Nasenwurzel. Beides hatte man früher nie bemerkt. Beides schlich sich jetzt in alle die Porträts der Barbarina, aber sie beeinträchtigten ihre Schönheit nicht jene kleinen Mängel; sie verliehen diesem Antlitz vielmehr jenen dämonischen Zug, der allein erst jeder Schönheit, der körperlichen wie der geistigen, jenen Zauber verleiht, dem die stärksten Seelen erliegen.

Das Gerücht bezeichnete bald diesen, bald jenen vornehmen Mann als den Geliebten der Gefeierten, man erzählte sich die seltsamsten Geschichten von der Unbeständigkeit ihres Herzens, von der Flatterhaftigkeit und Herrschsucht ihres Wesens. Glücklich erschienen sie nicht, jene Beneideten, denen sie ihre Schmetterlingsgunst schenkte, vielmehr unruhig und sorgenvoll. — Arme Barbarina! Die einzige Liebe deines Herzens ruhte in der kühlen Gruft der Kirche Maria** zu Venedig!

Und eben diese Liebe um den todten Geliebten wolltest du vergessen und stürztest dich in den wildesten Taumel, um die Töne der Amati nicht zu hören, die dennoch immer dann und wann wie aus unendlicher Ferne zu dir drangen. — Aber das Vergessen kam nicht. — Es war seltsam, daß die Barbarina seit Tomaso Albinoni's Tode sich vor der Musik wahrhaft zu fürchten schien und einzig nur Balletmusik zu ertragen vermochte. Sie besuchte keine Oper mehr, und die Feste, die sie gab, die Gesellschaften, in denen sie erschien, waren sang- und klanglos. — Es quälte sie, daß sie trotz alledem so viel reden hörte von dem wunderbaren Clavierspiel eines Mannes, den der König an den Hof berufen als Kammermusiker, viel in seiner Nähe sah, den Sohn eines schlichten Cantors zu Leipzig: Philipp Emanuel Bach. — Man hatte ihr den Berühmten auch gezeigt, das feingeschnittene Gesicht, die zierliche, elegante Gestalt wären ihr auch ohnedem nicht entgangen, der Blick

seiner tiefen, ernsten Augen hatte sie verwirrend und beängstigend an jene Augen erinnert, denen sie nie, nie wieder begegnen sollte.

Aber er war stolzer als Alle, jener Cantorssohn aus Leipzig, — hatte er sich doch noch nie der Barbarina genähert, nie sich ihr vorstellen lassen, und sie hatte ihn doch sanfter angeschaut, als alle Männer, die sich vor ihr gebeugt.

Er wohnte in dem Hause ihres lebhaftesten Bewunderers, des königlichen geheimen Rathes von Cocceji, den sie barmherziger als manchen Andern zu behandeln pflegte. Keiner von Allen, die ihr huldigten, war weniger hübsch und stattlich als jener alternde, kluge Herr, den die wahnsinnigste aller Leidenschaften erfaßt hatte, und dennoch war die Barbarina gegen ihn weniger launenhaft als gegen ihre übrigen Anbeter. — Sie duldete nicht allein, daß er ihr jeden Morgen in eigener Person einen gewaltigen und geschmacklosen Blumenstrauß brachte, sie lachte sogar nie über seine große Perrücke und seine näselnde Stimme. — Er hätte aber auch das von ihr ertragen, denn was erträgt die Liebe nicht, und nun gar die Liebe eines alternden Mannes! Und er liebte die Barbarina. Er hätte jede Thorheit, ja selbst jede Sünde gethan, wenn sie es von ihm verlangt, obschon er sonst der sanfteste, gutherzigste Mann, der keinen Käfer zu zertreten vermochte. Oft und lange erzählte er ihr von dem Spiele des Philipp Emanuel

Bach, der in seinem Hause wohne, jenem Spiel, das die „Blinden sehend und die Tauben hören mache“, nämlich die verstocktesten Herzen rühre und die wildesten Seelen besänftige, wie einst Orpheus die Steine und wüthenden Bestien, und wie der Kammermusikus insbesondere in den Abendstunden droben in seinem Zimmer so herrlich zu spielen pflege, oft bis tief in die Nacht hinein, wie er gewiß nimmer vor Menschen spiele.

Und da war es der Barbarina plötzlich, als habe sie ein todtmüdes, schwer krankes Herz und eine Seele, die nach Besänftigung rufe Tag und Nacht — und als müsse sie sterben und verderben, wenn sie den Cantorssohn aus Leipzig nicht eben so spielen hören könne, wie der alte Rath es geschildert und wie niemand Anders ihn hörte. — So hüllte sie sich denn eines Abends, es war im Herbst, in die schlichten Kleider ihrer Zofe und versteckte das üppige Haar in die kleine steife Haube der Bürgermädchen. Ein paar Locken wollten sich nicht fügen, da nahm sie hastig die Schere und schnitt sie ab. — Ohne alle Begleitung schlich sie auf die Straße und schlug den Weg ein zu dem Hause des kleinen Rathes. Ein feiner Sprühregen fiel nieder und ließ sie zusammenschauern und die feuchte Kälte an den flüchtig dahintrippelnden Füßen verrieth ihr, daß sie in der Eile vergessen hatte, ihre Atlasschuhe auszuziehen; nur um so schneller hastete sie vorwärts. Jeder Mann, der an ihr vorüberstreifte, jedes laut gesprochene Wort ließ sie erbeben, sie, die

Barbarina, die ja im Theater fast täglich tausende von Augen auf sich gerichtet wußte, ohne zuzagen und deren Ohr gar manche kecke Rede erreichte. — Wie erlöst athmete sie auf, als sie in dem Hause des Rathes anlangte und an dem Diener mit der flüchtigen Bemerkung vorbeihuschte, sie habe eine Bestellung an den — —

„Wo ist sein Zimmer?“ fragte sie erst von der Treppe her.

„In dem dritten Gestöck,“ lautete die Antwort.

Eine trübe Lampe erleuchtete den Hausflur. Die Thür zum Vorzimmer des Musikers war nur angelehnt. Die Barbarina betrat es mit hochklopfendem Herzen. — Es war dunkel, aber aus der anstoßenden Stube drang ein Lichtschein, am Spinett brannten Kerzen, und sie konnte Philipp Emanuels schlanke Gestalt sehen und die feine, vornehme Linie des Profils und die weißen Hände, die er eben auf die Tasten legte. — Was dann mit ihr geschah, wußte sie nicht, — denn er begann zu spielen. — Zuerst träumerisch und leise, gleichsam sinnend, aber unter diesem Sinnen wuchsen die Gedanken mächtig und immer mächtiger. Großartig wurden die Melodien und heilig ruhig zugleich, wie Flügelschläge eines Engels rauschte es durchs Gemach. — Feierlich fügten sich die Klänge und Weisen ineinander und bildeten das Kuppelgewölbe eines Domes — darunter zu beten, und die zierlichen Läufer und Triller schlangen sich wie blühende Ranken um den ernsten Bau. — Wie lange der Sohn

des großen Cantors spielte? — Er selber wußte es nicht. Als er sich langsam erhob, sah er bleich und ermüdet aus. Und er erschrak ein wenig, als ihm auf der Schwelle des Vorzimmers eine Frau entgegentrat, die sich heftig schluchzend über seine Hände neigte und sie küßte, wie in tiefer, inniger Dankbarkeit.

»Wer seid Ihr?« fragte Philipp Emanuel weich.

»Eine arme, verlorene Seele, der Ihr Trost und einen frommen Gedanken gebracht,« lautete die Antwort. — »Ich glaube, ich würde gut werden, wie damals, als ich die Amati des Tomaso Albinoni hörte, wenn ich immer Euer Spiel hören dürfte!«

Sie hatte hastig und leise gesprochen und hob jetzt erst rasch ihr Gesicht — ein verweintes, trotziges, bezauberndes Gesicht. — Philipp Emanuel taumelte erschrocken zurück — er erkannte die Barbarina.

Es war eine wunderliche Zusammenkunft und ein wunderliches Gespräch, was sie mit einander führten diese Beiden in dem stillen Stübchen des Musikers. — Die Tänzerin hatte sich auf einen Schemel gesetzt, den Kopf auf die Brust geneigt, in der Stellung einer Büßenden. Das Häubchen lag am Boden, das glänzende Haar hing in wirren Ringeln auf die blendende Schulter herab, von der sich das Tuch verschoben, die Hände waren um die Kniee gefaltet. Der Cantorssohn aus Leipzig ging heftig erregt auf und nieder, ohne einen Blick auf die Rei-

zende zu werfen. — Er hatte noch nie so Seltsames erlebt als eben jetzt. Es war wie ein toller Traum. Die Barbarina, die Angebetete, der gefeierte Liebling der vornehmen Welt, die stolze, launenhafte Schöne hatte ihm so eben gesagt, wirklich, laut und deutlich gesagt: »Ich bin des wüsten Lebens satt, ich bin todtmüde, mich ekelt es an dies leere Dasein, — macht mich zu Eurer Frau, Philipp Emanuel Bach, und ich will Euch lieben, wie ich den armen Tomasio und seine Geige liebte, der schon so viele Jahre vergessen schläft. — Ich habe an ihn denken müssen, als Ihr spieltet, und an Alles, was gut und schuldlos war, in einer glücklichen, längst vergangenen Zeit. — Wir wollen diese Stadt, wir wollen dies Land verlassen — ich bin reich, sehr reich, Philipp Emanuel! — Nach Venedig wollen wir heimkehren, um dort glückselig zu leben und in Frieden zu sterben.«

In dem Leben jedes Frauenherzens kommt früher oder später eine Zeit der stillen Einkehr in sich selbst, in dem wildesten Dasein ein Stillstand, eine Umkehr. Oft währt sie nicht länger als eine einzige Nacht, oft dauert sie Wochen, Monde, oft den ganzen Rest des übrigen Lebens. — Dann verzehrt sich die Seele in Reue, dann kasteit sich das Herz, dann beugen sich die Kniee, die Hände falten sich um das Kreuz, und die Augen schauen flehend zu ihm auf, der das wunderbare Wort sprach: »Wer viel liebte, dem soll viel vergeben werden.«

Ueber die Barbarina war solch' seltsame Wandlung

gekommen in dem Zimmer des deutschen Kammermusikus. — Ihre Hände streckten sich aus nach einem Halt und in der Offenheit ihres Wesens gab sie diesem Verlangen Worte. Das Spiel Bach's hatte sie bis in die tiefsten Tiefen ihres Wesens ergriffen, erschüttert, und doch war eine so süße Befriedigung da, wie sie sie seit jener Zeit in Venedig nie wieder empfunden. — Da hatte sie denn in ihrer leidenschaftlichen Erregung jenen wunderbaren Entschluß gefaßt, die Frau des Herrn Kammermusikus zu werden; — aber der Cantorssohn aus Leipzig hatte diesen Antrag zurückgewiesen. In etwas verwirrten Worten zwar, etwas zitternd und mit fliegendem Athem, aber doch wirklich und deutlich zurückgewiesen! — Der Vater, der hochverehrte, heißgeliebte Vater daheim, würde er den Sohn nicht lieber todt zu seinen Füßen sehen, als solch' eine Tochter aufnehmen in sein Haus und Herz?! — An den Vater mußte er immer denken bei Allem, was er that und wollte, der Philipp Emanuel, der Vater war ihm die sichtbare Gottheit. — Und durfte wohl eine katholische Frau, selbst wenn sie so bezaubernd wie die Barbarina, die heilige Schwelle jener Kammer überschreiten, in der Johann Sebastian mit seinem Sohne Christoph Friedrich die Passionsmusik in Kupfer stach, und in der er seinen Choral gesetzt:

»Eine feste Burg ist unser Gott.«

Nein — nimmermehr! — Und dann die Mutter?!

Die schlichte, fleißige Mutter! Wie würde sie erschreckt und furchtsam auf die weißen, müßigen Hände der Tänzerin schauen — o, wie schön waren sie doch diese Hände! — und auf die prächtigen Stoffe der Kleidung, und auf all' jenen wunderlichen Tand, den die Barbarina und nur die Barbarina trug. — Nein, nein, es war Wahnsinn! Hatte er sich deshalb so lange und so standhaft fern gehalten von der Verführerischen, deren Macht er eben so wenig widerstanden, als jeder andere Mann, um ihr allendlich anheimzufallen mit Leib und Seele? — — Nimmermehr!

Ob er ihr genau das Alles sagte, er wußte es nicht; — er sprach lange zu ihr, er redete wie ein frommer Priester zu einem reuigen Beichtkinde, aber ihm selber war zu Muth, als träume er und höre einen Andern reden und könne doch nicht erwachen aus seinem schweren Schlummer.

Und so stand denn endlich die Barbarina auf und trocknete ihre Augen. Ein Lächeln huschte aber doch wieder über die bethauten Wangen wie ein Sonnenstrahl, als sie zu ihm sagte: „Lebt wohl, Herr Kammermusikus! Da Ihr mir so gar eindringlich in Tönen und Worten zugeredet, meine Seele zu retten, so will ich es thun um jeden Preis. Ich werde mich verheiraten und eine ordentliche, brave Hausfrau werden, und da Ihr mich nicht dazu machen wollt, so werde ich den Ersten heiraten, der mir gelegentlich in den Weg läuft. Die Ver-

antwortung komme über Euch! — Das soll Eure und meine Strafe sein!«

Und damit huschte sie zur Thür hinaus. Unten am Fuße der Treppe kam ihr der Rath Cocceji entgegen, er trug einen Leuchter mit brennender Kerze in der Hand und sah ganz besonders komisch aus in der steifen Galatracht und dem kleinen, runzelvollen Gesicht unter der Riesenperrücke. Aber die Barbarina lachte diesmal noch weniger als je, sie blieb nur einige wenige Augenblicke bei ihm stehen, um ihm einige Worte ins Ohr zu flüstern. »Bringt mir morgen die Antwort!« rief sie dann und sprang die Treppe hinab. — Sie hörte noch, wie der Leuchter zu Boden fiel. — Die Kerze erlosch. — Der Rath Cocceji aber blieb die ganze Nacht auf der Treppenstufe sitzen, allwo ihn die Barbarina getroffen und hielt seinen Kopf mit beiden Händen. — Am andern Tage durchlief die wundersamste Mähr die Stadt Berlin: die Tänzerin Barbarina hatte sich mit dem königlichen geheimen Rath von Cocceji verlobt und dem Glücklichen versprochen, ihm bereits in einem Monat als seine eheliche Gemalin an den Altar zu folgen.

Wie schlecht schlief doch Philipp Emanuel seit jenem Abend, als die seltsame Frau bei ihm gewesen! — Unaufhörlich auf und nieder wandernd, mußte er oft die Augen schließen und ernste Melodien summen, um nur jenes verführerische Bild zu verscheuchen, das bald

lächelnd und grüßend, bald im Thränenschleier einer Magdalena des Guido Reni vor ihm aufstieg. — Es wollte trotz alledem nicht weichen. In dem Winkel seines Zimmers saß es und lächelte ihm zu, in einfacher, anmuthiger Tracht ging es mit der reizendsten Hausfrauenmiene hin und wieder, es setzte sich sogar vor das Spinett und legte neckend und übermüthig die Hände auf die Tasten. — Da war ihm zuweilen, als ob er selbst dem Zornesblick aus den schwarzen Augen des Vaters hätte trotzen können, um ihret-, um der Barbarina willen. — Und endlich, als die Qual und Angst den höchsten Grad erreicht, trat er an sein geliebtes Instrument und spielte feierlich des Vaters Lieblingsmelodie:

»Eine feste Burg ist unser Gott!«

Da wich der tolle Spuk. — Die Arme des Vaters umfingen ihn, es war ihm, als zöge er ihn an die Brust, — er hörte die Stimme der Mutter, — sie segneten den Sohn, die Geliebten! — Leb' wohl, schöne Barbarina!

Das Leben der berühmten Tänzerin Barbarina, des verzogenen Lieblings des großen Königs, hat einen wunderlichen Schluß. Ihre Biographen berichten ganz trocken von ihr: Im Jahre 1751 heiratete sie den geheimen Rath von Cocceji, dem sie, als er kurz nachher nach Glogau versetzt wurde, willig dorthin folgte. Sie besaß drei stattliche Güter und 100,000 Thaler baares Vermögen. — König Friedrich Wilhelm II. ernannte

sie am 6. November 1789 zur Gräfin von Campanier. Sie gründete ein Stift für 16 adelige Fräulein und starb nach glücklicher Ehe am 7. Juni 1799, — eine Frau von 75 Jahren.

Philipp Emanuel verließ Berlin im Jahre 1767, um als Musikdirector sich nach Hamburg zu begeben. Er starb unvermält daselbst am Abend des 14. September 1788 an einer Brustkrankheit. — Ob er sie wohl je vergessen, die schöne, verführerische Barbarina?! — Ein Porträtkopf von ihr, eine meisterhafte Copie jenes Bildes in der Dresdner Gallerie berühmter Schönheiten, im blaßrothen Kleide, mit Blumen geschmückt, angeblich von der Hand des Rafael Meng's, hing über seinem Clavier. Aber es war verhüllt mit einem seidenen Vorhang. — Er wagte doch nicht in dies Gesicht zu sehen, wenn er jene strengen Fugen und Präludien des Vaters spielte, — nur bei einer lockenden Sarabande oder Gavotte etwa, oder wenn er seine eigenen Sonaten über die Tasten gleiten ließ, zog er jene Gardine zurück und schaute verstohlen in das reizende Schelmengesicht der — Frau Geheimräthin.

Angelica Kaufmann.

Unter den Gestalten unserer berühmten deutschen Frauen ist besonders eine zarte Erscheinung, die unser Herz und unsere Blicke unwiderstehlich an sich zieht, eine Gestalt, geschmückt mit allen Reizen echter Weiblichkeit. Die Dresdner Gallerie zeigt uns das Bildniß einer Frau in weiße duftige Stoffe gehüllt, einen tief niedergehenden Schleier über das blonde Haar geworfen, mit einem Antlitz, dessen feine Züge jener geistige Hauch belebt, der alle Schönheit überdauert, alle Reize der Farben und Formen besiegt. Die blauen Augen blicken seelenvoll, aber schwermüthig den Beschauer an, es ist ein Blick, der sich nicht vergißt, der tausend Gedanken und Fragen wach ruft über jenes wunderbare Räthsel, Frauenherz genannt. Dieses anmuthige Wesen mit dem tiefen Blick war Angelica Kaufmann, Deutschlands größte Malerin. Zu Schwarzenberg am Constanzer-See lebte der Maler Joseph Kaufmann, vom Bischof zu Chur zu dauernder Arbeit in das Bündtner Land berufen, mit einem gelieb-

ten Weibe, die ihm am 30. October 1741 ein Töchterchen schenkte, die blonde Maria Angelica. Schon im zweiten Jahre nach des Kindes Geburt siedelten die Eltern nach Morbigny über.

Die Entwickelung der Kleinen beschäftigte Vater und Mutter fast ausschließlich. Johann Joseph versäumte gar oft die besten Stunden an seiner Arbeit, um mit dem Töchterchen zu spielen, mit ihr im Garten sich zu jagen, oder kleine Geräthschaften, Spielzeug aus Holz zu schnitzen. Nichts däuchte ihm süßer, als ihre helle Stimme und ihr fröhliches Lachen, und die Mutter nahm oft die Kleine mit zu einer weit entfernten Muhme, wo sie mehrere Stunden blieb, damit ihr Mann doch nicht gar »zu viel Zeit vertändele« und ein wenig vorwärts käme mit seiner Arbeit.

Auch zeigte Angelica selber eine so große Sehnsucht nach dem Vater, daß man sich endlich dahin einigte, sich so wenig wie möglich zu trennen. Nun wurde das Atelier des Malers erst recht die Stätte seiner Freuden. Frau Anna saß mit irgend einer Arbeit am Fenster, oder war in der anstoßenden Küche beschäftigt, das kleine Mädchen hüpfte, sprang und kroch neben und unter der Staffelei herum, that tausend Fragen und war das einzige Sonnenlicht, dessen Stralen den Maler bei der Arbeit nicht blendeten. Sehr bald wurde aber Angelica wunderbar achtsam auf das Schaffen des Vaters und empfänglich für den Reiz der Farben. Sie konnte lange

Zeit, auf einem Stuhle stehend, neben der Staffelei aushalten, mit großen Augen jeden Pinselstrich verfolgend, oder neben dem Farbenkasten des Vaters sitzen, und nach dem Namen jeder Farbe immer und immer wieder fragen. Später unterrichtete sie die Mutter im Lesen und der Vater im Schreiben, die Fortschritte in letzterer Kunst waren aber die bedeutenderen. Johann Joseph machte bei dieser Gelegenheit eine Entdeckung, die ihn fast berauschte. Er pflegte nämlich die Vorlegeblätter, die er für seine Schülerin mit Buchstaben bemalte, mit allerlei Schnörkeln und Arabesken zu verzieren. Angelica copirte diese mit der Feder mit nicht geringerer Treue und Geschwindigkeit, als die Buchstaben selbst und saß mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen unbeweglich vor ihrer Aufgabe, bis sie vollendet. Kaum war sie fertig, so bat sie wieder um eine neue. Allmälig legte ihr der Vater schwerere vor. Sie vollbrachte sie in kürzester Zeit fast spielend. Die Freude des väterlichen Lehrers darüber war grenzenlos. Nach und nach copirte sie nach Kupferstichen kleine Zeichnungen mit der Feder, dann auch mit Kreide. Joseph Kaufmann besaß eine bedeutende Kupferstichsammlung, und die Tochter lernte sie von allem Anfang an mit Maleraugen betrachten. Auf seinen Knien sitzend, die Arme um seinen Hals geschlungen, lauschte sie seinen Erzählungen von den großen Meistern der Kunst, deren Werke sie so im Kupferstich kennen lernte, und das Band, das sich um diese bei-

den Herzen schlang, wurde durch dies gemeinsame tiefe Interesse zu einem unlösbaren. Angelica's Liebe zu ihrem Vater wurde zu einer reizenden Schwärmerei, in die sich zugleich die Begeisterung für seine Kunst mischte, ohne daß sie selbst zu sagen wußte, wo die Grenze des einen und der Anfang des andern Gefühls war.

Aber die Mutter verlangte auch ihren Antheil an der talentvollen Tochter. Einer musikalischen Familie entsprossen, mühte sie sich, in ihrem einzigen Kinde den Sinn für Musik zu wecken; sie sang mit ihrer hübschen Stimme ihr kleine Lieder vor und begleitete sie mit der Harfe. Gar bald entdeckte sie eine ungewöhnliche Begabung ihrer Tochter auch in dieser Hinsicht, nämlich das feinste Gehör, ein staunenswerthes Musikgedächtniß und die lieblichste Stimme. Beide Eltern versuchten nun, die Mutter mit Hilfe eines Vetters, des Organisten aus Arlon, diese Talente auf das gewissenhafteste auszubilden, und eine Zeit lang schien es wirklich zweifelhaft, welches von beiden das bedeutendere. Die Mutter träumte davon, die Tochter als große Sängerin in der Welt glänzen zu sehen. Aber Angelica's ganze Seele hing an dem Vater und wandte sich der leuchtenden Welt der Farben zu.

In Como, wohin Angelica in ihrem zwölften Jahre mit ihrer Familie zog, malte sie ihr erstes Porträt, das ihr großen Ruhm verschaffte, nämlich das des Bischofs von Como. Der hochwürdige Herr war entzückt von der klei-

nen Künstlerin, ließ sie viel zu sich kommen, beschenkte sie und empfahl sie und ihren Vater nach Mailand an den Herzog von Modena. In Mailand eröffnete sich Angelica's trunkenen Augen eine neue Welt. Die Kirchen und Paläste der großen Stadt bargen unermeßliche Schätze der lombardischen Malerschule; wie im Traume und doch mit offenen Augen durchwanderte das junge Mädchen die heiligen Kirchenhallen und Gallerien. Sie copirte mit unermüdlichem Fleiße. Ihre zarte, anmuthige Erscheinung fiel gar bald allen Besuchern auf, man staunte über das Talent eines Kindes, die Staffelei Angelica's wurde belagert, und eine der größten Schönheiten Mailands, die gefeierte Herzogin von Carrara, hatte zuerst die Caprice, sich von ihr malen zu lassen. Viele vornehme Frauen folgten nach der Ausstellung des gelungenen, mit großer Grazie gemalten Porträts ihrem Beispiele.

In Mailand traf sie der Schmerz, die Mutter zu verlieren; doppelt empfand sie ihn, da sie den über Alles geliebten Vater so tief gebeugt sah von dem Verlust der treuen Gefährtin. An dem Sarge der Geliebten legte sie das Gelübde ab, nie von dem Vater zu scheiden, nur für ihn allein zu leben. Dann redete sie ihm zu, Mailand zu verlassen und für einige Zeit in jene zauberische Gegend an jenen stillen grünen See zurückzukehren, der sein erstes junges Eheglück gesehen. Joseph Kaufmann willigte ein. Vater und Tochter ließen sich in Schwarzenberg nieder und übernahmen die Ausmalung der dortigen

Parochialkirche. Der Maler schmückte die Decke und Angelica führte die zwölf Apostel al fresco aus. In diesem ruhigen Leben fand denn auch das wunde Herz des beraubten Gatten die verlorene Ruhe allmälig wieder; die geliebte Tochter erwuchs ihm zur tröstenden Freundin, zur Kunstgenossin. Es war ein reizendes Leben, das sie dort führten, Vater und Tochter an den Wellen des Sees, den stolzen Bergen gegenüber. Die Vormittage wurden der Arbeit gewidmet, der übrige Tag zu kleineren und größeren Ausflügen bestimmt. Am Abend sang Angelica ihre süßen Lieder mit Harfenbegleitung, und wenn auch oft der Schleier der Trauer über ihrer Stimme hing und der einsame Zuhörer in seinem Sessel am Fenster in Thränen ausbrach, bei den bekannten Melodien in Erinnerung an jene Stimme, die auf ewig verstummte, so war doch keine Bitterkeit in diesem Schmerz um die geliebte Todte.

Im Spätherbst des Jahres 1757 kehrten Vater und Tochter nach Mailand zurück, mit den besten Empfehlungen versehen, um sich nach kurzem Aufenthalt daselbst nach Florenz zu wenden. Florenz, die Hüterin der größten Herrlichkeiten der Kunst, versenkte die Seele Angelica's in einen Taumel von Entzücken. Angelica's Pinsel gewann hier an Sicherheit, Kraft und Glanz auf eine wahrhaft überraschende Weise. Das junge Mädchen wurde der Stolz und das Entzücken von ganz Florenz. Die Copien, die sie zuweilen ausstellte, erregten allge-

meine Bewunderung. Sie fanden nicht allein Käufer, sondern verschafften ihr auch den ehrenvollen Auftrag, für die Gallerie der 100 Bildnisse der berühmtesten Maler aller Zeiten ihr eigenes Porträt zu liefern. In Florenz war es, wo noch einige ihrer Freunde den Versuch machten, sie zu bewegen, sich der Musik zu widmen. Man glaubte ihre Gesundheit minder gefährdet in diesem Berufe, allein sie weigerte sich standhaft und verließ sogar, um diesen unablässigen Bitten sich zu entziehen, die geliebte Florenza und folgte ihrem Vater nach Rom. Dort erst fand ihre glühende Seele vollste Befriedigung; das Ziel ihrer geheimen, unendlichen Sehnsucht war erreicht. Der gelehrte Johannes Winckelmann, der sich damals dort aufhielt, interessirte sich nicht minder lebhaft für die Erscheinung des jungen reizenden Mädchens mit den ernsten Augen, wie für ihr glänzendes Talent und ihren staunenswerthen Fleiß. Der freundschaftliche Umgang mit ihm war für Angelica von größtem Nutzen; der berühmte Mann trug sehr viel zur Förderung ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Ausbildung bei und führte sie in die besten Kreise der Wunderstadt ein. Leider war dieser schöne Verkehr nur von kurzer Dauer, da die junge Malerin den Auftrag erhielt, mehrere Bilder in der königlichen Gallerie von Neapel zu copiren. Sie begab sich ohne Verzug dorthin und malte neben diesen Copien auch noch viele Porträts. Diese ihre Kunst verschaffte ihr die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Fremden, besonders

der anwesenden Engländer. Man überhäufte sie mit Lob und Geschenken, man drängte sich in ihr Atelier, man machte Bestellungen über Bestellungen, zahlte für die Bilder der jungen Malerin die höchsten Preise und überredete sie endlich, nach England zu gehen. Die glänzendsten Versprechungen wurden ihr gemacht, die brillantesten Aussichten auf Anerkennung und reichen Gewinn eröffnet.

Auf den dringenden Rath ihres geliebten Vaters und Lehrers entschloß sie sich endlich, im Frühjahre des Jahres 1766 nach London abzureisen. Eine liebenswürdige Frau aus der hohen englischen Aristokratie, Lady Veerworth, nahm sie unter ihren Schutz und ihren Einfluß, und ihrer Fürsprache verdankte sie die ehrenvollsten Aufträge. Die Prinzessin von Braunschweig bestellte ihr Porträt bei ihr, die Mutter des Königs besuchte ihr Atelier; die junge Künstlerin hatte kaum Zeit allen Aufträgen zu genügen. Ihre Briefe an den theuren Vater, der wegen der Vollendung eines Altarbildes in Rom zurückgeblieben war, athmeten, trotz aller Sehnsucht nach ihm, doch Freude und Glück. In kurzer Zeit sah sie sich in eine fast glänzende Lage versetzt. Sie malte schnell, bei aller Sorgfalt und Zartheit der Ausführung, und erwarb sich bedeutende Summen. Zugleich sah sie sich als ein gefeiertes Mitglied jener Kreise, in deren Atmosphäre sie so gern und leicht athmete. Man huldigte ihrer jugendlichen Anmuth, ihrer süßen Stimme und ihrem

künstlerischen Talent, der Name Angelica Kaufmann war der beliebteste in England. Der berühmteste Maler Englands, Sir Joshua Reynolds, bewarb sich eifrig um ihre Gunst und trug ihr endlich seine Hand an. Angelica aber wies ihn zurück; der Gedanke, ihren Vater zu verlassen, war ihr unerträglich. Auch beängstigte sie die Vorstellung, in diesem Nebellande für immer bleiben zu müssen, und endlich war ihr Herz dem stolzen Bewerber gegenüber völlig kalt geblieben.

Und doch sollte sie ihn kennen lernen, den Blick der Leidenschaft, sie sollte es erfahren, daß zwei Augen für uns die einzigen Augen in einer Welt zu werden vermögen.

In den Gesellschaften der vornehmen Welt war Angelica Kaufmann wiederholt mit einem jungen Manne zusammengetroffen, der sich ihr als ein Graf Horn aus Schweden vorstellen ließ. Große Schönheit und die feinsten Umgangsformen zeichneten ihn vor allen Männern ihrer Bekanntschaft aus. Die Art seiner Unterhaltung war die eines gebildeten Mannes aus der großen Welt. Ein Zug von Schwärmerei und Schwermuth in dem Wesen ihres neuen Bewunderers diente nur dazu, den Eindruck zu erhöhen, den seine Erscheinung auf die leicht erregbare Phantasie der Künstlerin machte. Und das Herz verbündete sich gar bald mit der Phantasie. Angelica Kaufmann nahm die Huldigungen des Grafen mit einer Art von glückseliger Unruhe auf, die keinem ihrer Freunde entging. Die aristokratische Gesellschaft fand eine derar-

tige Verbindung im höchsten Grade wünschenswerth für ihren Schützling; man bot Alles auf, sie zu fördern, die Liebenden sahen sich fast täglich in einem oder dem andern befreundeten Hause. Der Graf war in jedem Kreise unzertrennlich von der anmuthigen Malerin; die schönsten und vornehmsten Frauen blieben unbeachtet von ihm, er schien nur ihre zarte, reizende Gestalt, ihr blondes Haar, ihr feines geistiges Gesicht zu sehen, sein Blick versenkte sich nur in ihre tiefen wunderbaren Augen.

Er besuchte sie oft in ihrem glänzend eingerichteten Atelier unter dem Vorwande sie malen zu sehen, und diese Stunden waren für beide von einem unsagbaren Zauber. In einem tiefen Sessel vergraben, saß er dann am halbverhangenen Fenster mit heißem, dunkeln Blick, jeder ihrer Bewegungen folgend. Wie reizend war sie vor ihrer Staffelei, wie schön Arm und Hand, wie anmuthig die Beugung des Nackens, wie edel die Linie des Profils und die üppige Fülle des dunkelblonden Haares. Dann und wann eine halblaute Frage von ihm beantwortend, wendete sie den Kopf und sah zu ihm hin. Wie Feuer schlug es ihr aus seinen Augen entgegen; von süßer Beklemmung ergriffen, wandte sie sich wieder ab. Nie schuf sie Schöneres, nie war ihr Pinsel leuchtender, als in jenen Stunden, wo sie ihn so nahe wußte. Es war, als ob ihrer Seele Flügel wuchsen; ein Glücksgefühl, wie es sich nicht in Worte fassen läßt, überströmte sie.

Trotz dieser wunderbaren Wandelung gedachte sie ihres geliebten Vaters mit heißer Sehnsucht. Sie erwartete ihn jetzt täglich aus Italien zurück. »Du wirst dein Kind verändert finden,« hatte sie ihm geschrieben, »aber du wirst dich dieser Veränderung freuen. Ich habe noch nie so leicht und so froh geschaffen! Komm und sieh, ob dir meine letzten Bilder gefallen. Ich meine, sie sehen aus, als ob sie allein unter dem Süden des Himmels entstanden; alles Andere, das ich früher malte, erscheint mir grau und kalt. Komm und sieh, wie Dir jetzt meine Farben gefallen.«

Und er kam und fand sein Kind schöner, strahlender als je und ihre Bilder mit ihr; er staunte über die wunderbaren Fortschritte, die ihm in ihrer Kunst entgegentraten. Gar bald erkannte er freilich den Urheber jener äußern und innern Veränderung Angelica's, jenen Zauber, der Alles vermag, der aus öden Steppen Paradiese schafft und arme Kiesel in blitzende Diamanten verwandelt; das Vaterauge erkannte, daß die Liebe eingezogen war in das reinste, treuste Herz der Welt. Bange Besorgnisse befielen ihn um das Glück und den Frieden seines Lieblings.

Der junge Graf flößte ihm kein Vertrauen ein. Es war ein Etwas in seinem Wesen, das ihn beunruhigte. Ach, wie glücklich würde er gewesen sein, wenn die Wahl seines Kindes auf jenen englischen Kunstgenossen, auf Sir Joshua, gefallen wäre. Wohl wagte er zuweilen,

diesen seinen Gefühlen Worte zu leihen, aber wann hätte wahre Liebe auf eine Stimme der Warnung gehört, wäre es selbst die theuerste? Ist doch das Vertrauen, das durch nichts zu erschütternde Vertrauen die schönste Blüthe der Liebe! Und es war auch zu spät zu sorgen und zu warnen. Noch ehe Joseph Kaufmann aus Italien zurückkehrte, war das leidenschaftliche Geständniß vernommen und erwiedert worden, und daß nun dennoch der Graf zögerte, bei dem Vater um die Hand der Tochter anzuhalten und das Bündniß beider öffentlich zu erklären, beunruhigte nur den Vater, nicht die Tochter. Sie wußte, er liebte sie, das war ihr genug. Aber eines Tages erschien der Geliebte vor ihr zu ungewöhnlicher Stunde, bleich und bebend. Eine seltsame Geschichte war es, die er ihr erzählte; wie ein Märchen hörte sich's an, was er zu ihr sprach. Er nannte sich einen Flüchtling vom schwedischen Hofe, verfolgt von der Liebe einer Prinzessin, die ihn durch eine morganatische Ehe zu ihrem Sclaven zu machen sich sehne; er schilderte ihr seine Verzweiflung, sein ohnmächtiges Sträuben bei dem Gedanken an dieses Bündniß. Mit aller Sophistik der Leidenschaft, mit aller Beredsamkeit der Liebe flehte er sie an, in eine heimliche Trauung zu willigen, und dadurch für ewig jene Pläne zu nichte zu machen, die ihn dem Wahnsinn in die Arme lieferten. »Aber Niemand darf darum wissen, die Augen und Ohren meiner Feinde sind wachsam,« flüsterte er zu

ihren Füßen, mit den schönen wilden Augen zu ihr aufblickend; »nur wenn die gefeierte Angelica mein Weib geworden, kann ich allen Verfolgungen trotzen, dann bin ich stark und muthig, dann können uns Menschen nicht mehr trennen. Würde aber diese meine Absicht verrathen, so warteten meiner Kerker und Tod. Nun weißt Du, warum ich zögerte, öffentlich um Dich zu werben, Geliebte. In deiner Hand liegt jetzt mein Geschick. Ich verlange von Dir das Opfer des Schweigens, deinem Vater gegenüber. Sobald die Trauung vollzogen, wollen wir ihm Alles gestehen, dann vermag uns keine Macht auf Erden wie im Himmel mehr zu scheiden.«

Ob sie wohl zögerte? Ob sie gezögert hätte, wenn er ihr Leben verlangt haben würde? Sie willigte in Alles. Und an dem Tage der heimlichen Trauung, als der Graf in der Abenddämmerung an der St. Dunstanskirche ihrer wartete und in der Sacristei den Myrthenkranz in ihre blonden Locken drückte, waren es ja die geliebtesten Lippen der Welt, die ihr die hervorstürzenden Thränen von den Wangen küßten und ihr die süßesten Namen gaben.

Da erfolgte eine jähe Unterbrechung.

Draußen rasselten die Räder von Fuhrwerken, und einige Augenblicke später füllten sich die schmalen Gänge der Kirche mit einer sehr aristokratisch aussehenden Gesellschaft.

Voran eilte eine kleine, hochfrisirte Dame, die thä-

tigste Beschützerin Angelica's — die Herzogin von Queensberry; dann Miß Chudleigh, die Lady Beerworth. Den Damen folgte ein eisgrauer, vornehmer Mann, mit Orden geschmückt, geführt von dem eleganten Horace Walpole. Sir Joshua Reynolds mit seiner tiefgrünen Brille drängte sich heftig vor und der Markgraf von Ansbach, seine gewaltige Reitpeitsche schwingend, schloß den Zug.

Der vornehme Greis tritt auf das Brautpaar zu.

»Hier verheiratet sich ein Graf Göran Horn — also mein Sohn!« ruft der Alte. »Darum muß ich wissen; denn ich bin der Vater des Bräutigams.«

Der Neuvermählte starrte den alten Grafen an; er zögert einen Augenblick — dann ergreift der junge Ehemann den Arm Angelica's, und reißt sie zur Kirche hinaus. Einen Augenblick später hörte man eine Kutsche rasselnd davonfliegen.

»Das ist mein Sohn nicht!« rief der alte Graf Horn; »aber das Gesicht des Mannes ist mir nicht unbekannt. He, Erik,« rief er seinem Diener zu, »wer war dieser Mensch?«

»Christjern, Herr Graf; Euer Gnaden früherer Kammerdiener!« antwortete der Diener sich verbeugend. »Und weiß Gott, seine Frau und seine drei Kinder waren in Stockholm dem Verschmachten nahe, bevor sich der Herr Graf ihrer annahm.«

Alles erstarrte. Angelica, die Arglose, Reine, Edle,

war das Opfer eines Betrügers geworden, wie Joshua Reynolds im letzten Augenblicke noch ausfindig gemacht hatte.

»Ihm nach!« rief der Markgraf von Ansbach.

Die Herren machten sich zu Wagen und zu Pferde auf die Spur des Betrügers, um ihm seine Beute zu entreißen. Man fand indeß die Neuvermählten erst nach einigen Tagen in einem obscuren Wirthshause in Richmond wieder.

Angelica war vernichtet, als sie vernahm, wie der Elende, dem sie angetraut war, sie betrogen hatte. Man fand ihn mit einer Geldsumme ab, hinderte damit aber nicht, daß er wegen eines Diebstahls deportirt wurde. Die ganze gebildete Welt war außer sich über die der Malerin der Grazien angethane Schmach und trauerte mit über dies zerknickte Leben.

Es richtete sie nicht wieder auf, daß sie der Ehre würdig gefunden wurde, bei der Gründung der königlich britischen Akademie zum Mitgliede ernannt zu werden.

Die unselige Ehe wurde für ungiltig erklärt. Die Künstlerin wandte sich zuerst nach Irland und lebte dort in tiefster Zurückgezogenheit ihrem Schmerze, bis ihre starke Seele sich allmälig wieder aufrichtete, um in der heiligen Kunst Ersatz zu suchen für ein zertrümmertes Lebensglück.

Und sie fand ihn. Wunderbar verklärte der Schmerz die Schöpfungen ihres Pinsels, wie früher die Liebe si-

verklärt hatte. Sie wandte sich neben dem Porträt nun auch dem Historienfache zu und errang darin große Erfolge. Arbeit, strenge Arbeit und Pflege ihres kränkelnden Vaters füllten fortan ihr Leben aus.

Man zählt 600 Stiche, die nach Bildern Angelica's gearbeitet worden sind. Ihre Porträts sind voll poetischer Schönheit und warmer Färbung; die historischen Bilder verrathen die zarte Frauenhand oft zu sehr.

Fünfzehn Jahre blieb sie in England, hochgeehrt und geliebt; aber die frühere Angelica war an dem Schreckenstage gestorben, der ihr die Kunde von dem Verrathe ihrer ersten und einzigen Liebe brachte. Horn blieb verschwunden. Sir Reynolds wiederzusehen, hat sich Angelica Kaufmann nie überwinden können, so oft er auch den Versuch wagte, sich ihr zu nähern, und als sie ihn zufällig von Weitem einmal auf sie zugehen sah, fiel sie in Ohnmacht. Nie kam der Name ihres vormaligen Gatten mehr über ihre Lippen: »Nur nie von ihm reden,« bat sie mit verzweiflungsvoller Angst den Vater. Ernst und still erschien sie Allen, die sie früher gekannt, und aus den Augen blickte eine Trauer, die jedes Herz rühren mußte. Nach fünfzehn Jahren reichte sie auf den heißen Wunsch des Vaters, dessen Lebenskraft zusehends erlosch, dem liebenswürdigen tüchtigen Maler Zucchi die Hand, der sie längst im Herzen getragen. Diese Ehe glich einem schönen Herbsttage. Mit dem Gatten und dem Vater kehrte sie nach Italien zurück.

Sie ließen sich zuerst in Venedig nieder, wo man Angelica wie eine Fürstin ehrte und feierte. Hier aber verlor sie ihren geliebten Vater. Der Schmerz beugte sie tief, ihr Gatte führte sie, um sie zu zerstreuen, nach Neapel. Dort fand sie die glänzendste Aufnahme — die Königin bestellte mehrere Gemälde bei ihr und trug ihr sogar eine Stelle an ihrem Hofe an, welche Angelica aber dankend ablehnte. So zauberhaft die Schönheit des Himmels und der Erde auch wieder auf sie wirkte, so entschloß sie sich doch in Rom ihren bleibenden Wohnsitz zu nehmen.

Das Haus der Zucchis wurde in Kurzem das besuchteste in Rom. Jedes Talent, jeder bedeutende Name suchte und fand dort Aufnahme. Die berühmtesten Künstler und die begabtesten Anfänger huldigten der liebenswürdigsten Wirthin und fühlten sich wohl in der Nähe des heitersten Wirthes. Viel Musik wurde getrieben in den Salons Angelica's, zuweilen sang sie noch selbst eines jener kleinen süßen Lieder, die sie von ihrer Mutter gelernt, und nichts war reizender, als ihre Art und ihr Vortrag.

Das Jahr 1795 brachte ihr den letzten herben Schmerz ihres Lebens: Antonio Zucchi starb. Angelica betrauerte ihn innig. Ihr Leben wurde ruhelos, als seine treuen Augen sich geschlossen. Sie verließ Rom und ging nach Bologna, Mailand, Venedig, Como, Florenz, wie Hilfe und Trost suchend in ihrer Verlassenheit, um endlich matt wieder in die ewige Stadt zurückzukehren.

Alte Schmerzen wurden wieder wach, schwere Erinnerungen standen auf, der kaum errungene Friede wich von ihr. Sie war nicht dazugeschaffen, allein zu leben. Es war etwas Lianenhaftes in ihr — sie mußte den festen Stamm fühlen, um den sie sich ranken durfte. Sie arbeitete zwar fortwährend, aber es war keine Freudigkeit mehr in ihr.

»Es ist kein rechtes Licht mehr zur Arbeit,« sagte sie oft, »der Abend kommt.« Ein Brustübel führte sie langsam zum Tode. Ein junger Verwandter, Johannes Kaufmann, war in den letzten Monaten ihres Lebens bei ihr. Sie liebte es, sich von ihm vorlesen zu lassen, oder seinem schönen, seelenvollen Geigenspiele zu lauschen. Von ihrem Tode redete sie selten, aber sie ließ sich nur ernste Gedichte vorlesen, hörte nur feierliche Melodien. So kam der letzte Tag heran. Am 5. November 1807 entschlief sanft Deutschlands größte Malerin, so sanft, daß die weiche Stimme, die ihr eben die Ode Klopstock's: »Aufersteh'n, ja aufersteh'n« vorlas, nicht innehielt bei ihrem letzten Seufzer, sondern das Schlußwort warm und innig aussprach. Sie hörte es droben im Himmel.

Alessandra Strozzi.

Motto:

In goldenen Flechten blonde Haare hangen,
In saub'res Maschennetz fein eingeschlungen,
Liebliche Schatten werfend
Ihr um den Hals und vorne um die Wangen,
Die rosigen, gehangen —
Und auf das glänzend Elfenbein sie sinken
Der rechten Schulter und der linken,
Verschlag'ne Liebesgötter in des Netzes Maschen
An jedem Tag viel tausend Herzen haschen.

Ariost.

Sie war so wunderbar schön die Tochter des Filippo Benucci — die jugendliche Witwe des Tito Strozzi, eines vornehmen Florentiners — daß der hochgefeierte Dichter Ariost, als er sie in Florenz zum ersten Mal sah, mit diesem ersten Blick Herz und Seele der Holdseligen für alle Zeiten zu Füßen legte. — Er kehrte damals — im Jahre 1515 — eben aus Rom zurück, um das Fest Johannes des Täufers in Florenz mit zu begehen, das eben dort mit ganz besonderem Prunk gefeiert werden sollte. Es währte drei Tage und die reizende Stadt am Arno entwickelte dabei eine Pracht sonder Gleichen. Jedes Haus prangte im üppigsten Blumenschmuck. Kostbare Teppiche hingen von

den Balustraden der Balcone herab, und darüber neigten sich die schönsten Frauen. Aber all' diese Pracht und Schönheit ging unter in dem Anblick einer Einzigen, von all' dieser Herrlichkeit blieb in der Seele des Dichters nur eine Erinnerung, an jene Frau mit dem goldigschimmernden Haar.

„Sol mi resta immortale
Memoria ch'io non vidi in tutta quella
Bella città di voi cosa più bella —“

Alessandra Strozzi erschien ihm zuerst im Hause eines Freundes, ihres eigenen Schwagers Vespucci, alle anderen Frauen, die Blüthe von Florenz, überstrahlend. Noch hatte sie nicht ganz die dunklen Farben der Wittwentrauer abgelegt. Sie trug ein schwarzes, weithin schleppendes Gewand, reich gestickt mit Kränzen von Weinlaub und Büscheln von Trauben in Purpur und Gold. Ihr wundervolles Haar, halb in einem Goldnetz gefangen, halb in langen Locken neben den zarten Wangen niederhängend, entlockten ihm einen Ruf der Bewunderung. Ihre Augen wendeten sich zu ihm — aber auch zugleich die schwarzen, forschenden Augen eines zwölfjährigen Knaben, auf dessen Schultern sie sich stützte. Es war ihr Sohn, der junge Graf Guido Strozzi. — Wie eine Königin stand sie unter den Frauen mit jenem seltsamen Schmuck, den sie zu tragen liebte. Ueber der Stirn nämlich, an der Stelle, wo das Haar sich theilte, war ein kleiner Lorbeerzweig befestigt, äußerst kunstvoll

von Gold gearbeitet und mit Edelsteinen besetzt. — Wie flüssiges Gold strömte das Haar an beiden Seiten nieder. Sie redeten an jenem Abend nur wenige Worte mit einander, der seltsame, fast drohende Blick des blassen Knaben wich nicht von Beiden, aber der zündende Funke war wohl in beide Herzen gefallen, der zur nie erlöschenden Flamme werden sollte. Der Name Ariost war der schönen Frau nicht fremd geblieben, sie kannte jene reizenden Sonette an Giovanna, in denen der Dichter eine todte Jugendliebe feierte, und ihre Zartheit und Schwermuth hatten ihren sanften Augen manche Thräne entlockt. — Mit heimlicher Neugier betrachtete sie nun jenen Mann im schwarzen Sammetkleide, der sich wie ein vornehmer Cavalier unter den Gästen bewegte. — Wie entzückte sie sein edles und bescheidenes Wesen, sein vornehmer Anstand und der geistvolle Ausdruck seines Gesichts. Das Feuer seiner dunklen Augen berauschte sie, und der Ton seiner Stimme klang noch lange nach in ihrem Herzen, als sie heimgekehrt am offenen Fenster ihres Gemaches stand, in süße, unklare Träume versunken.

»Was denkst Du?« fragte plötzlich die scharfe Stimme des Knaben. — Sie schrak zusammen, als ob sie ein Unrecht gethan.

»Geh' zur Ruh', Guido!« antwortete sie sanft und streichelte seine dunklen Locken. — »Ich dachte an das Morgen und ob es so schön sein würde als das Heute. — War es nicht ein herrliches Fest?«

»Alles war schön — nur Eines war häßlich — jener fremde Dichter, der von deinem goldenen Haar redete. — Ich hasse ihn.« Alessandra lächelte. »Thörichtes Herz!« sagte sie verwirrt, indem sie den Knaben auf die Stirne küßte und in sein Schlafgemach geleitete.

Ja sie dachte an das Morgen! — Sie dachte daran, daß sie ihn wiedersehen sollte, jenen stolzen, ernsten Mann mit dem tiefen, seltsamen Blick. Dann wollte sie auch jene bange Scheu überwinden, die sie heute in Banden gehalten und frei mit ihm reden. — Und sie redeten auch wirklich am nächsten Tage oft und lange mit einander diese Beiden, zwischen den Myrthen- und Granatbüschen des Gartens der Villa Vespucci auf- und niederwandelnd. In jenen Stunden ertheilte sie ihm auch die Erlaubniß, sie in ihrem eigenen Hause aufsuchen zu dürfen, im Fall er länger in Florenz zu verweilen beabsichtige. — Und er blieb — er konnte nicht fort — Ariost wurde der tägliche Gast Alessandra's. — Aus dem flüchtigen Besuche der schönen Stadt, bei Gelegenheit des Festes, wurde ein Aufenthalt von Wochen und Monaten. — Der Dichter fühlte sich in unzerreißbare Fesseln geschlagen. An jedem Abend betrat er sein Gemach mit dem festen Vorsatz, in der nächsten Morgenfrühe Abschied zu nehmen von Florenz und der Geliebten — um am andern Tage sich selbst um eine Verlängerung der „süßen Pein“ anzuflehen. — O wie süß war es, die Sonne aufgehen zu sehen mit dem Bewußtsein: „Sie

beleuchtet den Weg zu ihr!« — Das Haus Alessandra lag nur durch einen Garten von der Villa Vespucci's getrennt, — der Pfad zu der schönsten der Frauen führte an Blumenbeeten vorüber und durch ein Wäldchen von Orangen- und Citronenbäumen bis an den Fuß der Marmortreppe. Wie rasch flog er die Stufen hinan. — Und einmal wie immer öffnete der alte Diener, sich tief verneigend, die Thür, geleitete ihn durch kühle Hallen und Gänge, um endlich die niederwallenden Vorhänge von violettem Sammt zurückzuschlagen. Da saß sie in der Fensternische nach dem Garten zu, mit einer kunstvollen Arbeit beschäftigt, wie sie damals die vornehmen Frauen liebten. — Wohl hatte sie ihn kommen sehen, das verrieth wohl das erhöhte Roth der Wangen und das halbunterdrückte Lächeln. Langsam schlug sie die lichtbraunen Augen zu ihm auf, ihn zu grüßen. Er nahm an ihrer Seite auf einem niedern Tabouret Platz — ein demüthiger Sclave zu den Füßen seiner Herrin. Bewundernd verfolgte er die Bewegungen der schlanken Hand, die zwischen den reizend zugespitzten Fingern die Nadel hält. Das Muster der Stickerei entzückte ihn, sie selbst hatte es erdacht: — es waren Kränze von Lilien und Tausendschön, die sich um den Saum des Kleides zogen. — Unwillkürlich wurde seine Bewunderung zum Gedicht:

„Nicht ohne Grund — Lilien und Tausendschön
Die sind der Treue — die der Liebe Blumen"
(Ariosto's Sonette.)

flüsterte er ihr zu. — Wie oft beneidete er die Nadel, die ihre Finger berührten, den goldenen Faden, die Seide oder den Sammet des Stoffes, die zierliche Erfindung der verschlungenen Arabesken. »Ach!« seufzte er, »daß sie an mir ein Muster nehmen und mir in treuer Liebe nachahmen wollte!« —

Wie süß ließ sich's plaudern, so dicht neben der Geliebten in dem weiten kühlen Gemach. Und wie lauschte sie seinen Worten, nur zuweilen mit sinniger Frage oder lieblichem Scherz ihn unterbrechend. — Wie wunderbar schön er zu reden wußte — wie die Stunden flogen in seiner Nähe! Die zarte Hand ruhte aber nicht während dieser Hin- und Wiederrede, es war vielmehr als ob Alessandra doppelt eifrig zu arbeiten sich mühte in der Gegenwart des Geliebten. — Sie bewachte sich selber nicht minder streng, als der Knabe sie bewachte, der allezeit grollend zu ihren Füßen saß und mit düstern Blicken den Verhaßten maß, der es wagte in ihrer Nähe zu weilen. Wolken von Silberstoff und Purpur thürmten sich oft auf zwischen dem Dichter und der schönen Frauengestalt. —

„Und so bin manchmal Zeuge ich geworden,
Daß Alabasterhand nach Musterriß,
Den Silberstoff verbrämte mit rothen Borden —
Die Hand, die manchmal mir das Herz zerriß."
(Ariosto's Sonette.)

Zerriß sie ihm denn wirklich das Herz, weil sie sich

nicht so schnell festhalten ließ, weil sie sich nicht so rasch und ohne Kampf in die seine legte? —

Ach nein! Er sah ja, daß sie zitterte — er sah, daß sie eines Tages dennoch sein eigen werden müsse — er sah wie der süße Athem flog bei manchem seiner Worte und Bilder und die zarten Wangen erglühten — die seligste Ahnung ihrer Gegenliebe beschlich sein Herz. — Dieses heimliche Hoffen und Sehnen, dieses Schwanken zwischen Seligkeit und Zagen war so berauschend, daß der Dichter zögerte diesen Zauber zu brechen durch ein offenes Geständniß seiner heißen Liebe. Wie oft, wenn er die fast antike Linie ihres niedergebeugten Profils verfolgte, wenn sein Auge auf dem schön geschwungenen Munde ruhte und die prächtige Gestalt überflog von dem Goldhaar bis zu der Spitze des Füßchens in dem purpurnen Sammetschuh, wenn seine Fantasie sich diese holdselige Erscheinung dachte, bewegt, gehoben, getragen von der Leidenschaft hingebender Liebe, — war er eben im Begriffe die Knie zu beugen vor ihr mit jenem verhängnißvollsten aller Worte: »Ich liebe Dich!« — War es nun jener Reiz der Gegenwart, der ihn zurückhielt, oder eine Furcht vor der verschleierten Zukunft — genug — er zögerte immer und immer sein Herz mit seinen Gluten den sanften Blicken dieser Frauenaugen zu enthüllen. — »Meine Wünsche streben so hoch daß meine Hoffnungen zurückschrecken und ihnen nicht zu folgen wagen,« sang er. — Eine entzückende qualvolle Unruhe er-

füllte sein Herz, eine Hoffnung, die bald nach den Sternen griff, bald langsam und zagend einherschleicht:

„O speranza! che ancor dietro si mena
Quando a gran salti, e quando a passi lenti!“

In diesen und ähnlichen Versen allein wagte er es allmälig zu ihr von seiner Liebe zu reden. — — aber nur wenn Guido Strozzi das Zimmer verlassen. Und das geschah jetzt häufig, denn der Knabe saß nicht mehr so still und finster da wie in den ersten Tagen. Er redete heftig darein, wenn der Dichter sprach, er warf höhnende Worte hin und legte auf alle nur erdenkliche Weise einen Haß gegen Ariost zu Tage, der seine Mutter entsetzte. — Sie verbannte ihn oft stundenlang aus ihrer Nähe, die qualvollste Strafe für das leidenschaftlich liebende Herz des Kindes. — Der Dichter selbst bat für ihn, wenn er den Ausdruck von verzweiflungsvoller Traurigkeit sah, den ein solcher Spruch hervorrief in den schönen Zügen des Knaben. — Aber er dankte ihm solche Fürsprache nur mit neuem Hohn. So wild seine Freude beim Wiedersehen der angebeteten Mutter war – den „Fremden“ traf kein freundlicher Blick. — Es war — dies erkannte Ariost gar bald — vergebens um die Liebe Guido Strozzi's zu werben und er gab es auf, sein Herz zu gewinnen. Voll tiefen Mitleids betrachtete er den Knaben. Welche Qualen mußte die wahnsinnige Eifersucht seiner jungen Seele bereiten! Er sah ihn oft die blendenden Zähne auf seine Lippen pressen, daß sie bluteten, bei jedem Blick, bei

jedem Lächeln, das da Alessandra an seinen Feind verschwendete. — Guido war es, der die Blumen, die Ariost der Geliebten brachte, aus den Marmorbecken riß und sie in alle. Winde verstreute, — er war es, der die Laute zerbrach, auf deren Saiten der Dichter schmelzende Weisen gespielt. Und dennoch stürzte er allezeit nach vollbrachter That seiner Mutter zu Füßen, stürmisch ihre Knie umfassend, — voll Reue und Thränen, um — am nächsten Tage dieselbe That von Neuem zu begehen. — Ein Abend kam aber, an dem Guido Strozzi Zeuge des Entzückens über jenes unvergleichliche Goldhaar, dieser richissima capellatura bionda, werden sollte. Ariost wagte es im Augenblick des Scheidens, hingerissen von seinen Empfindungen, eine jener langen duftenden Locken zu berühren und an seine Lippen zu ziehen. — Ein Blatt blieb auch diesmal in den Händen Alessandra's zurück. Sie las es, als Ariost sie verlassen — aber die Hand zitterte, die es hielt. — »Was ist es, das Euch so froh lächeln läßt?« fragte plötzlich der Knabe und hing sich an ihre Arme. Seine dunklen Augen schauten bald forschend in das Blatt, bald in das Angesicht der Mutter — »Es ist ein Sonett Ariost's auf mein Haar. Du liebst es ja auch? — —« »Liebt er euer Haar?«

»So sagt das Gedicht!«

»Es ist wahr — Euer Haar ist leuchtender und reicher als das Haar anderer Frauen. Ihr würdet weniger schön sein ohne diese goldenen Locken.«

»Vielleicht gar nicht mehr schön!« lächelte sie zerstreut und zog liebkosend den Knaben an sich. In ihrem Herzen aber dachte sie: »Er würde mich lieben und auch wenn ich plötzlich häßlich geworden. Er allein!«

»Er liebt sie um ihres Goldhaars willen,« dachte Guido Strozzi. »Wie würde es sein, wenn sie es verlöre?«

Und in der Nacht darauf schlich sich der Knabe an das Bett der Mutter. — Wie ein schöner Dämon stand er vor ihr. Wie reizend war die holde Frau in ihrem Schlummer! Die goldenen Locken überfluteten fast das Kissen. — Lange schaute Guido Strozzi auf das bezaubernde Bild. Allmälig sänftigten sich die finstern Züge seines Gesichts, die Stirn glättete sich, ein Strom von Zärtlichkeit brach aus den Augen. Da lächelte Alessandra im Schlafe, und ihre Lippen hauchten einen Namen, den Namen des Geliebten. — — Der Knabe zuckte zusammen. Er neigte sich lauschend über sie. — Noch einmal wiederholte der süße Mund jenen Laut. — Todtenblässe überzog plötzlich das Antlitz des Lauschers — ein scharfer Stahl blitzte auf. Mit festem Griff faßte die Kinderhand den goldenen Lockenstrom und trennte mit wenigen raschen Schnitten das wunderschöne Haar vom Haupt der Schlafenden.

Es war geschehen! Klirrend fiel der kleine Dolch zur Erde. Alessandra erwachte, voll Entsetzen um sich schauend. — »Mutter, vergib!« bat eine angstvolle Stimme. — Und mit verzweiflungsvollem Weheruf

stürzte Guido neben dem Lager auf die Knie. — »Ihr durftet es nicht länger tragen — seine Lippen hatten es entweiht,« schluchzte er wild. — »Und dann, süße Mutter, — er wird Euch nun nicht länger lieben — ich werde Euch wieder allein besitzen wie zuvor!«

Das Goldhaar war hin. Welch' ein Schmerz! — Alessandra war ein Weib. Der Verlust des seltenen Schmuckes entlockte ihr Thränen. — Und dennoch vermochte sie dem Knaben nicht zu zürnen, der aus übergroßer Liebe jenen Frevel verübt. — Vor dem Geliebten zu erscheinen weigerte sie sich aber — sie blieb eine ganze Woche unter dem Vorwand der Erkrankung fern von ihm. Ach, er war ja dennoch bei ihr! — Seine reizenden Verse flogen in ihr einsames Gemach und die Erinnerung an seine Augen und den Ton seiner Stimme verließ sie nicht. — Und endlich ließ sie ihn rufen, die Sehnsucht wurde allzu mächtig in ihrem Herzen. — Ob er sie wohl noch eben so feurig lieben werde, wenn er sie in ihrer Entstellung geseh'n?! Der Athem stockte in ihrer Brust bei dieser Frage. — O, wie sie zitterte, als sie seinen Schritt vernahm, als seine Hand endlich die schweren Falten des Thürvorhangs zurückschlug. — Wie er hastig hereinstürzte, wie er sich in ihrem Anblick verlor, wie er sich berauschte in den Strahlen ihrer Augen, in ihrem Lächeln. — Heute durfte er ja ohne Zwang sich seinen glühenden Gefühlen überlassen. Guido Strozzi

stand nicht neben der Geliebten. — Viele Minuten waren vergangen, ehe er den Raub entdeckte. — Er staunte, fragte, forschte und trauerte, als er die Wahrheit erfuhr. Und auch dieser zürnende Schmerz wurde zu süßen Versen. — „Wenn ich," so lautete seine poetische Klage, „wie es geschieht, tausend-, tausendmal des Tages an diese goldenen Locken gedenke, welche vorschnelle Thorheit von diesem schönen Haupte riß, so werde ich wüthend, meine Wange glüht vor Aerger, Thränen brechen hervor und baden mir Antlitz und Brust. Ich könnte sterben, um diesen Frevel zu rächen. O Amor, wenn solches Unrecht ungestraft hingeht, so trifft Dich der Vorwurf! Gedenke, wie Bacchus an dem thracischen Könige Rache nahm für die Trauben, die er von seinen heiligen Weinstöcken gerissen! Willst Du, der Du weit größer bist denn er, weniger thun? Wirst Du zugeben, daß Dein liebster Schatz so frech geraubt wurde, oder es mit Stillschweigen ertragen?"

Als er diese Verse ihr brachte, als sie diese Worte las, bebend und erröthend, da erschien sie ihm schöner, zauberischer denn je und er sank nieder zu ihren Füßen, ihr seine Liebe bekennend und das Geständniß ihrer Gegenliebe empfangend. — Seine Seele gab sich ihr zu eigen für alle Ewigkeit und empfing die ihrige — ihr Sein und Leben. „Meine theure Dame, als sie sah, daß meine Seele zu ihr entflohen sei, sandte mir die ihrige zum Ersatz, um für immer bei mir zu sein."

»Madonna — tosto che s'accorse
Esser l'anima in lei da me fuggita
La sua mi diede, e ch'or con questa vivo!«

Einer Vermählung der Liebenden stand nur das Eine im Wege: die Eifersucht Guido Strozzi's, des leidenschaftlichen Knaben. Bei der geringsten Andeutung Alessandra's fuhr er auf: »Ich tödte den Mann, der Euch zu besitzen wagt.«

Sie vergaß diese Worte nicht: ein Blick in die Augen ihres Sohnes, während er sie aussprach, erfüllten ihr Herz mit einer Furcht ohne Grenzen. — Alessandra Strozzi zitterte für das Leben des Geliebten. Und dennoch vermochte sie nicht weiter zu leben, ohne ihn an sich zu fesseln mit unzerreißbaren Banden. Sie sehnte sich dennoch, sich ihm zu eigen zu geben. — Die Verbindung Ariost's für alle Zeiten mit der schönsten Frau in Florenz wurde im Jahre 1522 in tiefster Stille vollzogen und Alessandra siedelte gleich darauf nach Ferrara über. — Die Casa Strozzi lag in der Straße Santa Maria in Vado, Ariost's Wohnung auf der Va Mirasole, nur wenige Häuser von ihr entfernt. Die Liebenden sahen sich täglich im Geheimen, und der Reiz dieser verstohlenen Zusammenkünfte erhöhte nur die Leidenschaft Beider für einander. Nie haben sich Gatten zärtlicher und treuer geliebt. — In der Gesellschaft Anderer beobachteten Beide dagegen die zarteste Zurückhaltung, Niemand ahnte, welch' heilige Bande diesen Mann und diese Frau

an einander fesselten. — Guido Strozzi allein marterte sich mit düsteren Grübeleien, und war der dunkle Wolkenschatten an dem Himmel dieses seligen Liebeslebens. — Vespuccio in Florenz war es, der den Knaben, einer Bestimmung seines todten Vaters zufolge, endlich auf einige Jahre nach Padua brachte. Guido's Abschied von seiner Mutter war herzzerreißend. Wochenlang lag er im Fieber, ehe seine Natur diesen Schmerz überwand.

Des Dichters Ruhm entfaltete allmälig seine glänzenden Schwingen und durchflog ganz Italien. Wie die Seele Alessandra's mitflog und jubelte, wie selig sie war, wenn man ihn pries und feierte, bewunderte und anbetete. Und dennoch blieb ihr holdes Antlitz ruhig, wenn man den Namen des Geliebten vor ihr nannte, beglückt von Worten leidenschaftlichen Entzückens. Man beschuldigte sie sogar der Kälte dem gefeierten Dichter gegenüber, — sie ließ es lächelnd gescheh'n. — Und wie oft begab es sich, daß Ariost im Kreise vornehmer Frauen und Männer jene Verse vorlas zum Preise jener Einzigen, deren Namen Niemand erfuhr. Ihre Schönheit durchleuchtete alle seine Gesänge und doch nannte er die Angebetete nie. Jene bezaubernden Sonette, wo er sie mit der Rose vergleicht, die ein „Paradies von Blättern“ entfaltet, wo er ihren Reiz besingt und sich einem wilden Falken vergleicht, der, durch die Augen der Herrin gezähmt, ihr überall hin folgen lernte. — In zahllosen Bildern des Orlando

furioso tauchte einzig ihre süße Gestalt auf, mit dem lang herabwallenden Goldhaar. — Sie trägt überall jenes schwarze Gewand, in dem er sie zuerst erblickt, ihr Engelsantlitz leuchtet aus den Falten des Witwenschleiers hervor wie der Mond aus dem Dunkel der Nacht, — überall strahlt das goldene Diadem auf ihrer reinen Stirn. — So erscheint sie, die schönste der Frauen, die Königin des Dichters:

»Che sotto puro velo in nera gonno
Senza oro e gemme; in un vestire schietto
Fra le più adorne non parla men bella
Che sia fra l'altre la cipringna stella«
(Orl. fur. 42.)

Zehn Jahre lang gönnten die Götter diesen beiden Sterblichen die reinste Liebesseligkeit — dann entführten sie die Dichterseele in ihren Himmel. Ariost starb, und Alessandra Strozzi bekannte sich als seine Witwe. — In den Zeiten des Glückes hatte sie den Geliebten der Welt gegönnt, sie hatte ihn getheilt mit Andern, sich mit einem geheimen, verschwiegenen Antheil begnügt, — den Schmerz um ihn wollte sie allein tragen — als sein Weib, seine Gattin, die das größte Recht ihn zu betrauern. — — Ihrem tiefen Leiden gegenüber schmolz selbst der Zorn Guido's; — seine Eifersucht starb an dem Grabe des Dichters. — Dem Todten gönnte er die Thränen Alessandra's. Er kehrte nach Ferrara zurück, um mit der angebeteten Mutter z

trauern. — Sein Leben war fortan nur ihr geweiht. Kein anderes Weib fand je einen Platz in seinem Herzen. Als er der Geliebten im Tode folgte, bettete man — das war sein letzter Wunsch — sein Haupt auf ein seltsam weiches Kissen — auf jene blonden Locken seiner Mutter, die er einst in wahnsinniger Verblendung von ihrem schönen Haupte getrennt.

Die Probe.

Das stolze Berlin, die Residenz des Churfürsten von Brandenburg, souveränen Herzogs von Preußen, Friedrich III. und seiner Gemahlin Sophie Charlotte, zeigte am 3. November 1698 ein recht stürmisches Gesicht. Regen, Schnee und Sturm sausten nämlich durch die Straßen, die freilich nicht so stattlich aussahen wie heutzutage, und trieben Alt und Jung in die schützenden Häuser, ließen auch weit und breit kein Blatt mehr auf den Bäumen. — Wer aber noch draußen bleiben mußte, etwa eines Besuches oder Einkaufes wegen, der machte diesen seinen Weg sicherlich nicht mit Freuden, sondern mit Seufzen, und nur jene Soldatenpatrouillen, die dann und wann vorbeimarschirten, bemühten sich auszusehen, als ob die schönsten Frühlingswinde mit ihren Zöpflein spielten, und der herrlichste Sonnenschein allein sie zwänge, die Augen dann und wann zu schließen.

Es war in der Nähe des sogenannten großen Reithauses, wo in der vierten Nachmittagsstunde eben dieses Sturmtages ein älterer Mann in schlichter Kleidung in Begleitung eines schlanken Knaben von etwa 16 Jahren, Beide in Regenmäntel gehüllt, von Haus zu Haus schritt und prüfend an alle Fenster schaute. Sie schienen Beide ermüdet und durchnäßt, der Knabe sprang sogar zuweilen vor Kälte von einem Fuß auf den andern und hauchte in die erstarrten Hände. »So laßt uns doch drüben in dem hübschen Hause einmal nachfragen, Herr Domorganist,« sagte er endlich bittend, »der Capellmeister muß wirklich dort wohnen, die Beschreibung trifft genau zu.«

»Nun so frage und laß Dich auslachen!« lautete die Antwort. »Als ob ein welscher Musikant solchen Palast bewohnen könnte! Würde es wohl einem vernünftigen Menschen in Halle einfallen, mich, den Domorganisten, in einem solchen Hause zu suchen? Und so Einer sollte es so viel besser haben? — Habe ich nicht Jahr aus Jahr ein meinem Herrgott und der heiligen Cäcilia treu gedient und keine Note im Dienst der Welt geschrieben, und wohne doch nur hinter dem Dome in einem bescheidenen Stüblein, wo die Sonne mir täglich kaum eine Stunde auf's Spinett scheint, und an die Decke oben kann ich auch mit der Hand langen, ohne auf einen Schemel zu steigen. Wie käme also solch' ein Musikmacher dazu, wie ein Prinz zu wohnen? Das wäre doch noch schlimmer

zu ertragen, denn eine falsche Quinte oder zerbrochene Orgelpfeife. — Während dieses langen, in brummendem Tone ausgesprochenen Sermons hatte aber der Knabe mit dem Thürklopfer schon angeschlagen und den alten Diener, der hierauf öffnete, kecklich gefragt, ob hier der Hofmusikmeister der Churfürstin Sophie Charlotte, der Italiener Marc Antonio Buononcini wohne.

»Ja,« lautete die etwas zögernd und lässig gegebene Antwort. »Aber mein Herr kann keinen Besuch annehmen, er muß gleich in die Probe — kommt also morgen wieder. Ihr seid doch gewiß nur Musikanten?«

»Nun freilich, wir sind genau dasselbe wie Euer Herr,« lachte der Knabe. »Melde er uns aber immerhin, euer Herr weiß, daß wir kommen, wir haben es ihm geschrieben, und er hat uns heut zu sich beschieden. Schau er uns nur ordentlich an, wir kommen gar weit her, aus Halle an der Saale.«

Der Alte musterte nun den jungen Fremden aufmerksam vom Kopf bis zum Fuß. Er schien ihm zu gefallen. Prachtvolle, stolze Augen strahlten ihn an mit allem Feuer und aller Zuversicht der Jugend.

»So kommt nur — ich will Euch zu meinem Herrn führen. Will der alte Brummbär dort auch mit hinein?«

»Der erst recht — das ist ein gar berühmter Mann daheim,« sagte der Knabe, und zu seinem Begleiter gewendet, der jetzt herangetreten war, fuhr er fort: »Seht, wir sind zur Stelle, tretet nur herein!«

Mit einer Miene, die halb Zorn, halb Staunen zeigte, trat der Domorganist aus Halle in das Haus, das allerdings, mit den Wohnungen im genannten Städtchen verglichen, fast wie ein Fürstenschloß aussah, und stieg anfangs mit leisem, dann mit immer lauterem Gebrumme die Treppenstufen hinan. Der Diener nahm Beiden die Regenmäntel ab und verschwand, die Fremden im Vorzimmer zurücklassend. — Eine milde Wärme durchzog den Raum, Statuen standen an den Wänden, eine seltsam geformte Ampel hing von der Decke herab, ein sanftes Licht verbreitend. — »Das ist doch gar arg,« sagte jetzt der Aeltere, nahm seinen dreieckigen Hut ab und schüttelte den Regen und Schnee so heftig herunter, daß die Tropfen weithin flogen, der schönen Venus von Medici gerade ins Gesicht und dem Apoll von Belvedere auf die Brust. Der Knabe dagegen schaute mit fast athemlosem Staunen die leuchtenden Göttergestalten an, bis eine Seitenthür aufsprang und eine melodische Männerstimme rief: „Entrate, entrate, Signori!“ — Auf der Schwelle, im hellen Lichtschein, stand ein großer, stattlicher Mann von einigen vierzig Jahren, in reicher Kleidung. »Der Domorganist Christian Leberecht Zachau aus Halle versteht kein Welsch und sein Schüler auch nicht!« sagte der graugekleidete Fremde heftig, trat aber doch näher. — »Nun, ich rede, wenn's sein muß, ein wenig euer hartes Deutsch, Signor Zachau,« lachte der Italiener gutmüthig. »Ich denke also, wir

werden mit einander fertig werden, wenn auch nicht in eben dieser Stunde, denn ich habe große Eile, ich muß in die Probe.«

»Was für eine Probe meint Ihr?« fragte der Domorganist im Hereintreten. »Ist's keine, bei der wir zuhören dürfen?«

»Ich will's Euch gestatten, obschon es sonst Keinem erlaubt ist,« antwortete Buononcini nach kurzem Besinnen. »Ich studire einer ganz besonderen kleinen Truppe zum Namenstag des Churfürsten meine neue Oper: „Il Trionfo del Parnasso“ ein; aber meine Schauspieler und besonders die Schauspielerinnen sind etwas verwöhnt, und leider darf ich sie keine Minute warten lassen.« Er sprach dies Alles in einer sehr wunderlichen Mischung von gebrochenem Deutsch und Italienisch und mit einem schlauen Lächeln. »Ihr müßt mich also entschuldigen, wenn ich Euch jetzt schon verlasse. Ihr armen, erfrorenen Wanderer werdet Euch zunächst auswärmen und erquicken, dann mag Euch Giacomo hinüberbringen in das große Reithaus, allwo ich die besagte Probe halte. Setzt Euch und laßt's Euch bis dahin wohl sein. — Drüben müßt Ihr Euch dann ein wenig still verhalten und Niemanden anreden — nach der Probe soll's desto lustiger hergehen.«

Die Fremden nahmen Platz, während er so redete, denn seine Art und Weise hatte etwas Gebietendes und Herzliches zugleich. Dabei blitzten die dunklen Augen ke-

und heiter, und sein Lächeln zeigte die schönsten Zähne. Die Manieren des Italieners waren die eines Weltmannes.

»Ich bin — aufrichtig gesagt — nicht um euretwillen hierher gekommen,« nahm nun der Domorganist aus Halle wieder das Wort, »ich möchte nur gern, wie ich Euch das auch schon geschrieben, meinen Schüler da der Frau Churfürstin vorstellen, damit sie ihn einmal spielen höre und ihm gestatte, ihre große Musikbibliothek eine Weile zu benutzen, auch vielleicht eine oder die andere seiner Messen, die gar nicht übel sind, in ihrer Capelle aufführen lassen, daß doch endlich einmal andere Leute als die in Halle sie hören. Da man mir nun gesagt, daß solches auf dem kürzesten Wege durch Euch zu erreichen sei, so seht Ihr mich hier. Von der welschen Musik halte ich sonst eben nicht sonderlich viel, g'rad' herausgesagt.«

»Aber ich möchte so gar gern in die Probe eurer neuen Oper,« fiel hier der Knabe mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen ein. »Daheim höre ich ja nie eine fremde Musik. Und doch kenne ich eure Messen und weiß auch, daß Ihr eine prächtige Oper, den „Polifemo“, geschrieben, und der Herr Domorganist kennt eure Messen auch, und es ist nicht halb so schlimm mit seiner Nichtachtung der welschen Musik, wie er wohl zu reden pflegt, denn —«

»Still, Junge!« unterbrach ihn hier Zachau. »Du

hast nicht anders zu reden, als wenn Dich große Leute fragen. In die Probe gehe ich mit, darauf soll mir's nicht ankommen, ich schreibe darum mein Lebtage doch keinen Tact anders als bisher. Und Dir wird's auch nicht schaden, hoffe ich, Du bist eben in einer zu strengen Schule bei mir gewesen.«

»So kommt mir nur nach, ich will Euch einen Einlaßzettel schreiben, und nach der Probe kann ich Euch auch die Stunde bestimmen, wo Ihr euren Schüler zur Frau Churfürstin bringen dürft. Aber dann gilt's sich zusammennehmen, mein Knabe, denn Sophie Charlotte beschämt mit ihrem Spiel manchen alten, sicherlich also auch manchen jungen Musikanten und findet in einem Musikstück jeden Fehler heraus, wenn sie die Noten nur einmal ansieht.«

- Der alte Diener brachte jetzt Wein und einen leichten Imbiß. Der Capellmeister der Churfürstin wechselte noch einige gleichgiltige Worte mit seinen Gästen, gab seinem Diener die Weisung, sie später nach dem großen Reithause zu geleiten, schrieb auf einen Zettel seinen Namen, händigte ihn dem Domorganisten aus Halle ein und nahm Abschied mit einem leichten: „a rivederci." — »Verliebt euch nicht etwa in meine Schauspielerinnen,« rief er noch in der Thür scherzend zurück. »Es sind schöne, aber sehr gefährliche Damen darunter. Und obendrein sind es verbotene Früchte, die unsereins nicht pflücken darf. Hütet also Augen und Herzen!«

Nach Buononcini's Weggehen ließ es sich besonders der Domorganist vortrefflich schmecken; er sprach auch dem feurigen Weine tapfer zu und ermunterte seinen jungen Gefährten, ein Gleiches zu thun. Der aber kam nicht zum Essen und Trinken vor lauter Schauen und Staunen. Wie anders sah es doch hier aus als in Halle, in jenem finstern Stübchen, allwo er seinen Unterricht empfangen seit sieben langen Jahren und unverdrossen sich im Spiel und in der Setzkunst geübt. Dort gab es keine mit Sammt beschlagene hochlehnige Sessel wie hier, keine Tische, deren Füße vergoldet, kein Spiegelglas an der Wand, kein Clavier, dessen Deckel mit kunstvoller Malerei verziert war, und keine Uhr, die, von einem Liebesgott auf den Schultern getragen, süße Melodien spielte. Die alte Kukuksuhr in Halle hatte einen Schlag, als ob sie Todte zu erwecken bestimmt sei; aber der Ton einer zersprungenen Glocke war Wohllaut gegen ihren Klang. — Silberne Armleuchter trugen hier die hellbrennenden Kerzen — wie oft hatten ihm die Augen weh gethan bei der qualmenden Lampe seines Lehrmeisters, wenn er seine dreistimmigen Sonaten schrieb und seine achtstimmigen Motetten setzte. Und diese Massen von Musikalien, die da in einem großen offenen Schranke sauber aufeinandergeschichtet lagen. Beim Domorganisten trat man immer auf dergleichen Dinge, denn der Fußboden war damit bedeckt, und die alte Magd durfte bei strenger Strafe nie darüber wegfegen.«

»Ich möchte eigentlich am liebsten hier Alles entzweischlagen,« sagte Zachau endlich, indem er sich noch einmal aufmerksam umsah. »Ist solche Verschwendung nicht eitel Gottlosigkeit und Sünde? — Kann Einer ordentlich Musik schreiben, der wie weiland König Belsazar lebt? — Aber nun trinke dein Glas Wein aus und komm'! Wir werden die genossene Stärkung wohl gebrauchen können, denn die Musik, die wir allsogleich hören müssen, dürfte uns gewaltig in den Magen fahren, — ich weiß das.«

Es war dazumal ein reiches Musikleben am churfürstlichen Hofe in Berlin. Friedrichs zweite Gemahlin, Sophie Charlotte, Prinzessin von Hannover, liebte neben den Wissenschaften die Musik und hatte einen Hofstaat bedeutender Künstler um sich versammelt. — Sie spielte selbst bezaubernd Clavier und Harfe und versuchte sich sogar unter der Leitung ihres Lehrers, des liebenswürdigen und gelehrten Tonsetzers und Virtuosen auf der Viola d'amour, Attilio Ariosti, in der Kunst der Composition mit vielem Glück. Man sagte von der Churfürstin, sie dürfe eben nur Etwas wollen, um es zu können, und erzählte sich zum Beweise dafür, daß sie in kaum drei Monaten das Italienische so geläufig reden gelernt, daß der gelehrte Gregorio Leti, der sie mit einem Italiener reden hörte, fragte, ob diese Prinzessin auch deutsch verstehe. — Sie erfaßte eben Alles mit

jener Energie und jenem Ernst, die jeden Mann mit Bewunderung erfüllen müssen. Zu ihren größten Bewunderern gehörte aber ihr Freund, der berühmte Philosoph Leibnitz, dessen kühnem Geistesflug sie allein unter allen Frauen zu folgen vermochte. — Die Musik betrachtete Sophie Charlotte eigentlich nur als eine Art süßen Ausruhens nach strenger geistiger Arbeit. Stundenlang konnte sie wie träumend dem reizenden Gesang des jüngeren Buononcini, Giovanni Battista, lauschen, den dann sein Bruder zu begleiten pflegte; und das Violinspiel ihres Lieblings, des Römers Corelli, schien auf sie einen wahren Zauber auszuüben. — Wie oft, nach den tiefsten Studien und ernstesten Gesprächen mit ihren gelehrten Freunden, ließ sie sich von Ariosti und Corelli eines jener schmelzenden Duette spielen, in deren Vortrag Beide Meister waren. Wie oft wurden noch in später Abendstunde die beiden Buononcinis zu ihr beschieden, und sie erbat sich irgend eine Lieblingsarie oder ging mit ihnen eine neue Partitur durch, wobei sie es liebte, den Platz am Clavier einzunehmen und selbst zu accompagniren. Der Churfürst beschränkte diese Liebhaberei seiner Gemahlin nicht nur in keiner Weise, er schien sogar dieselbe zu theilen, denn er unterstützte sie nach Kräften. Der Saal des großen Reithauses wurde auf seinen Befehl zu einer kleinen Bühne für Privataufführungen, an denen sich Personen aus den höchsten Kreisen zu betheiligen pflegten, herge-

richtet. Ein besonders kostbares Clavier aus Paris stand auf einem erhöhten Platz in der Nähe des Orchesters, zum alleinigen Gebrauch für die Churfürstin. — Die Musikbibliothek der hohen Frau war die größte in den deutschen Landen und jedem Künstler, der sich ihrer Gunst erfreute, war die Benützung derselben gestattet. — Von weit und breit pilgerten die Diener der heiligen Cäcilia herbei, um solchen Vorzuges theilhaftig zu werden, und der Wunsch, seinem Zögling diese reiche Schatzkammer zu erschließen und ihn zugleich ein wenig »unter die Leute zu bringen«, damit er die Schüchternheit verlerne, war es zuerst, der den Domorganisten Zachau dazu veranlaßte, die weite Reise von Halle nach Berlin anzutreten.

Im Saale des großen Reithauses war die Probe zu Buononcini's „Trionfo del Parnasso" zur Hälfte vorüber. Man hatte eben eine Pause gemacht, um Musikern und Sängern eine Erholung zu gönnen, und die verschiedenen plaudernden Gruppen bildeten ein lebensvolles, farbenfrisches Bild. Der junge Begleiter des Domorganisten war wie geblendet. Er hatte sich in ein Winkelchen gedrückt und schaute mit großen, verwunderten A ugen on Gestalt zu Gestalt, während sein Lehrer, unbekümmert um die lächelnden Blicke, die seiner Erscheinung folgten, die freilich in einem schlichten grauen Rocke von eigenthümlichem Schnitt und einer etwas desolaten Perrücke einen auffallenden Contrast bildete zu

den glänzenden Cavalieren, die hie und da umherstanden. Zachau näherte sich dem Clavier, an dem vor einer aufgeschlagenen Partitur eine Frau saß. Die Musiker des Orchesters standen in einiger Entfernung vor ihr — mehr in der Nähe der Bühne, deren purpurner Vorhang jetzt zurückgeschlagen war. Dort stand auch der Dirigent Buononcini, dessen hohe Gestalt in der reichen Kleidung sich hier besonders stattlich ausnahm. Den beiden Fremden hatte er flüchtig zugenickt, schien sich aber geflissentlich nicht weiter um sie bekümmern zu wollen. Auf der Bühne selbst saßen und wandelten die Sänger und Sängerinnen umher plaudernd und scherzend. —

»Herr Domorganist,« sagte jetzt der Jüngling leise und zupfte seinen Lehrmeister am Aermel, der auf die Stufe gestiegen war, auf der das Clavier stand, »habt Ihr je so schöne und vornehm aussehende Sängerinnen gesehen?«

»Junge, sieh' nicht hin!« brummte Zachau. »Steck' deine Nase hier in die Partitur hinein und gib Acht. Das Gedudel wird gleich wieder anfangen, denke ich.«

Aber obgleich der allzeit gehorsame Zögling näher trat, so gingen seine Augen dennoch verbotene Wege. — Da war besonders eine junge Grazie, die da oben auf der Bühne selbst seine Blicke unwiderstehlich immer und immer wieder auf sich zog. Sollte das die vielgerühmte Sängerin Regina Schönhals sein? — Aber jene eben hatte man ihm als nicht sonderlich schön geschildert.

Und diese war hier so ganz besonders reizend! Sie trug ein bauschiges, rosenfarbenes Taffetkleid, rosenrothe Schleifen im gepuderten Haar und hatte die kleinsten Füße, die je in Hakenschuhen über diese unebene Erde getrippelt. Auch jene ältere Frau an ihrer Seite, in grünem Damast, imponirte ihm gewaltig, die Männer sahen alle wie ihre Vasallen aus, obgleich sie gestickte Kleider und Cavalierdegen trugen. — Eine andere Gruppe, nicht weit vom Clavier, fiel ihm ebenfalls auf: eine Schaar reizender Frauen hatte sich dort nämlich um einen älteren, hochgewachsenen Mann versammelt, der das Costüm der Hofherren Ludwigs des Vierzehnten trug und die dazugehörigen Handschuhe mit Goldfransen. Mit den vollendeten Formen eines Cavaliers aus jener weltberühmten Schule unterhielt er sich mit den jungen Schönen. Welch' Geschwirr süßer Stimmen, fast wie das Zwitschern froher Vögel an einem Frühlingsmorgen. Aber die Laute französischer Sprache waren es, die an das Ohr des jungen Lauschers schlugen — und da verstand er denn kein Wort, — ob aus mangelhafter Kenntniß des fremden Idioms oder aus Verwirrung über den Anblick so vieler strahlender Augen und rosiger Lippen — wer kann es sagen? — Und als er nun endlich wirklich in die Partitur blicken wollte und einen Schritt dem Clavier näher getreten war, da fielen seine Augen, statt auf die Notenblätter, auf den schimmernden Nacken einer stolzen Frauengestalt, deren Hände auf den Tasten lagen

und die halb abgewendet von ihm saß, vertieft in ein Gespräch mit einem nicht mehr jungen schlanken Mann, der an dem Instrument lehnte. — Er trug eine einfache schwarze Kleidung, ein reichgesticktes Jabot, Manschetten und eine große Perrücke, deren lange Locken ihm bis auf die Schultern hingen. Sein scharf geschnittenes Gesicht und die bedeutende Stirn verriethen den tiefen Denker. Geistvolle klare Augen schauten in das Frauenantlitz vor ihm. Eine glühende Bewunderung sprach aus ihnen, und den feinen Mund umspielte ein melancholisches Lächeln, als er jetzt einige Worte erwiederte. — Wie gern hätte der Schüler Zachau's auch so in das Gesicht der von ihm abgewendeten Dame geblickt. Einstweilen vertiefte er sich staunend in die Linien des stolzesten Nackens, den ein schwarzes Spitzencapuchon, vom gepuderten Haar herabfallend, zur Hälfte bedeckte. Zwei lange Locken fielen an der Seite des Halses nieder, das Haar der Frau mußte wohl vom tiefsten Schwarz sein, denn selbst der Puder vermochte nicht die dunkle Färbung zu decken. — Ein schweres gelbes Stoffkleid bauschte sich in weichen Falten um die vollendete Gestalt. Die linke Hand verließ zuweilen die Tasten, um mit einem kostbaren Fächer zu spielen, der neben dem Notenbuch lag, während die Rechte dann und wann spielend einen leichten Accord griff. Welche Hände waren das — und welche Finger! In Halle hatte der Zögling des Domorganisten nie dergleichen gesehen! „Eine Frau, die solche Hände hat-

muß man lieben, selbst wenn ihr Gesicht häßlich!« Das war das Endresultat der Betrachtungen jenes jungen Neugierigen, der dem Spiel der schlanken Frauenfinger zusah. — Es war keine volle, üppige Hand mit Grübchen, weder die Hand einer Müßigen, noch die Hand einer Eiteln, sie war schlank und vornehm, mit energischen und doch so graziösen Bewegungen. Ein schwarzes Sammetband mit einem funkelnden Brillantschloß umgab das zierliche Gelenk.

»Wie reich müssen diese Schauspielerinnen alle sein,« dachte der staunende Schüler des Domorganisten aus Halle.

Dann sah er wieder auf den ernsten Mann mit der hohen Stirn, der mit jener Frau redete, und es war etwas in diesem Antlitz, das ihn unwiderstehlich anzog. Gar zu gern hätte er mit der Neugier der Jugend gewußt, was sie mit einander verhandelten — — ein Liebesgeflüster war es sicher nicht, denn dazu war die Haltung des Mannes zu ehrerbietig, auch wich der melancholische Ernst keinen Augenblick aus seinen Zügen. —

Zachau war es, der ihn endlich etwas unsanft anstieß mit den Worten: »Achtung gegeben, sie fangen an!« — Zugleich trat er selbst noch einen Schritt vor. — Der Jüngling konnte nun nichts mehr sehen, der breite Rücken seines Lehrers verdeckte ihm die Aussicht auf das Profil der Spielerin, die jetzt, zur Partitur gewandt, den ersten Accord anschlug. Er dachte nun auch

an nichts weiter als an die Musik, sie nahm ihn bald völlig gefangen. Es war eine Art Introduction zum zweiten Act, ziemlich schwer und nach einiger Zeit machte dann jene Frau am Clavier einen Fehler, in Folge dessen auch der Flötist einen falschen Ton angab. — Man fing auf einen Wink der Spielerin zwar von Neuem an, — aber sie verfehlte abermals den etwas seltsamen Uebergang, und das Orchester folgte ihr größtentheils. — Da wurde plötzlich während einer kleinen Pause eine harte Stimme laut, die da sagte: »Mein Junge würde es besser machen, das ist zu schwer für ein Frauenzimmer.« — Der Domorganist aus Halle war es, der diese Worte gesprochen. Aller Augen richteten sich auf ihn — — die Wangen seines Zöglings wurden dunkelroth. Aber nun wandte sich auch die Dame im gelben Kleide selber langsam und lächelnd nach ihm um. — Große blaue Augen, strahlend von Geist und Güte, hefteten sich auf den Mann im grauen Rock. —

»So mag sein Junge sie einmal für mich spielen,« sagte sie sanft und erhob sich, um vom Clavier ein wenig zurückzutreten. »Wo ist der Knabe?«

Der schlanke Jüngling trat vor. Sein edles Gesicht war jetzt bleich geworden vor innerer Erregung, er strich das braune, lockige, vom Puder unberührte Haar aus der Stirn, verneigte sich tief, mit dem edelsten Anstand, vor der schönen Frau und nahm schweigend ihren Platz vor dem Instrumente ein. — Eine Weile war es freilich,

als ob die Noten einen wilden Tanz aufführten vor ihren Augen. — Denn das gelbe Kleid war dicht neben ihm, die seidenen Wellen berührten ihn fast, er athmete auch den Duft der Blumen ein, die die schöne Frau an der Brust trug. — Und jene reizende Hand, die den Fächer hielt, stützte sich obendrein leicht auf das Clavier, aber die Verwirrung darüber währte nur eines Athemzugs Länge, sobald die Töne des Orchesters herüberdrangen war der Bann von ihm genommen. — Kräftig schlugen die Hände den ersten Accord an und ruhig und sicher spielte er weiter — die schlimme Stelle ging jetzt ohne Anstoß. — Und nun spielte er die schwere Partitur, als ob es eine leichte Uebung, — er griff auch in die Stimme ein, — unterstützte die Sänger — und führte das Schiff dieser ihm unbekannten Musik wie ein Steuermann durch alle Klippen klug und besonnen weiter. — Und als die Tempis rascher wurden, die Melodien und Gänge verwickelter, da stürmte er so rasch vorwärts, als ob es für ihn keine Schwierigkeiten gäbe, da half er den andern Instrumenten, er trug sie gleichsam, da sangen die Sänger, wie sie noch nie gesungen, — — bis Buononcini wie bezwungen den Tactstab sinken ließ und ausrief: »Aber der Kleine dort ist ja ein Hexenmeister!« — — Da hielt der Spieler inne, hochaufathmend, und schaute um sich. — Die Augen flammten, die Lippen lächelten, — war das der schüchterne Knabe, den der Anblick einer Frau in Verwirrung brachte? — Die Gruppen im Saa'

löſten ſich, Alles drängte ſich heran. — Jetzt hätte er ſie in nächſter Nähe betrachten können, dieſe Geſichtchen, die ihn vorher ſo entzückt; allein nun ſah er nur fragend zu ſeinem Lehrer hinüber. Aber eine Hand – er kannte ſie — berührte eben ſeinen Arm, und dieſe Hand hatte einen Strauß losgeneſtelt von den Spitzen des Buſentuchs, und den hielt ſie ihm jetzt entgegen.

»Nehmt dieſen Dank«, ſagte die ſchöne Frau, deren Angeſicht jetzt wie ein milder Stern vor ihm aufging. »Ihr ſeid ein großer Künſtler und auf dem Wege, die Welt von Euch reden zu machen. Ihr könnt ſtolz ſein auf ſolchen Sohn, mein aufrichtiger Freund,« ſetzte ſie, zu dem Domorganiſten gewandt, hinzu, »und ich danke Euch, daß Ihr ihn hierher gebracht.«

»Er iſt aber leider nicht mein Sohn, nur mein Schüler, und wir wollen zur Frau Churfürſtin.«

»Wie heißt er denn?«

»Georg Friedrich Händel aus Halle an der Saale, eines Baders Sohn.«

»Werdet Ihr mich nun auch der Churfürſtin empfehlen?« fragte in dieſem Augenblick der junge Händel den herantretenden Buononcini, der ihn mit zärtlichen Blicken faſt verſchlang.

»Iſt nicht nöthig, mein Kind, Ihr habt Euch ſelbſt genugſam empfohlen,« lächelte die Frau mit den ſchönen Händen; »ich bin Sophie Charlotte, die heute erſt eingeſehen, daß ſie noch lange keine ſo gute Spielerin

ist, als ihre Freunde sie glauben machen wollen. Dank Euch für diese Belehrung, Herr Domorganist, sie soll gute Früchte tragen für euren Zögling und für mich. Ich erwarte euch morgen Mittag im Schlosse — da soll der junge Händel vor dem Churfürsten spielen, und wir werden weiter über ihn reden. — Buononcini, diese beiden deutschen Musiker sind wohl eure Gäste, so lange sie in Berlin verweilen? — Guten Abend, meine Herren!«

Und nun war es nach diesem kurzen, lieblichen Gruß, als ob die Sonne, von rosigen Wolken umzogen, dahinschwebe — ein prächtiges Gefolge schaarte sich um die Gestalt der Churfürstin, die Sängerinnen und sogar einer der Sänger durften in ihrer nächsten Nähe bleiben zur größten Verwunderung Händel's — Alles verschwand wie ein Traum. Sogar jener ernste Mann in schwarzer Kleidung folgte ihr. — Wie betäubt starrten Zachau und sein Schüler dem glänzenden Zuge nach. Ersterer aber faßte sich zuerst und sagte, den Jüngling auf die Schulter klopfend: »Komme zu Dir, mein Junge, eine Churfürstin ist am Ende doch auch nur ein Frauenzimmer, und das soll von den Partituren die Hand lassen. — Es ist gut, daß Du Dich so brav gehalten, nun kann es Dir fernerhin nicht fehlen.«

»Nicht wahr, meine Truppe gefiel Euch, und Ihr begreift jetzt, daß ich sie nicht warten lassen durfte?« lächelte Buononcini. »Eine vornehmere hat doch sicher kein Capellmeister gehabt: eine Churfürstin am Clavier,

auf der Bühne aber als Sängerin die verwitwete Herzogin von Curland und ihre rosige Tochter Maria, und als Sänger der Prinz Friedrich Wilhelm, ihr Sohn, und mein hochberühmter Landsmann Antonio Tosi.«

»Nun und jener alte Herr mit den Goldfransen an den Handschuhen?« fragte Händel.

»Das war der Premier-Chambellan der Churfürstin, François de Jeancourt, Seigneur de Villarmel et d'Ausson. Aber seht, da wollen allerlei berühmte Leute mit Euch reden — sie stehen schon hinter Euch — da ist Tosi selbst und Corelli mit ihm, — und jener ernsthafte lange Mann, der ihnen folgt, ist Ariosti, und an seinem Arme hängt mein Bruder, Giovanni Battista.« — Alle diese traten nun heran und überhäuften den Jüngling mit Lobsprüchen. Der lebhafte Corelli umarmte ihn wiederholt und rief ein über das andere Mal in gebrochenem Deutsch: »Er wird ein Halbgott werden auf Erden! Eine Zukunft voll Gold und Lorbeern liegt vor ihm!«

Zachau strahlte, denn alle die Bewunderung, die man seinem Schüler zollte, traf ihn selbst in der innersten Seele. »Und doch habt Ihr noch nicht das Beste gehört von ihm,« sagte er endlich, »ich will Euch einige seiner geistlichen Musiken zeigen, deren er allwöchentlich eine bei mir setzen mußte, — ich meine, es steckt in dem Jungen noch ein wenig mehr als ein simpler Spieler.« — Ein fröhliches Nachtessen vereinigte eine Stunde später Alle in dem Hause Buononcini's. Die Lustigkeit

wurde aber gegen das Ende hin so groß, daß der Domorganist Zachau sogar die italienische Musik leben ließ und sodann von seinem Schüler und von seinem Wirthe sorgfältig in sein Schlafzimmer geleitet werden mußte. — In der Thür, nach dem „felice notte" hielt aber der junge Händel den Italiener doch noch einen Augenblick zurück und fragte: »Wer war wohl jener schwarzgekleidete Mann, der mit der Churfürstin so lange und zwanglos redete? War er etwa ihr Arzt? Er sah beinahe so aus, meine ich.«

»Ungefähr habt Ihr Recht, mein junger Freund,« antwortete Buononcini, »er ist wenigstens der Arzt ihrer schönen Seele, denn zu ihm flüchtet sich Sophie Charlotte mit all' ihren Sorgen und Zweifeln. Es ist nämlich der gelehrteste Mann der ganzen Welt, glaube ich, und Ihr habt selbst in eurer Heimat sicher von ihm reden hören: sein Name ist Leibnitz.«

Der junge Händel spielte am andern Tage wirklich vor dem Churfürsten und entzückte diesen kaum minder, als er am Abend vorher Sophie Charlotte entzückt hatte. Er spielte Compositionen seines Lehrers, sowie Scandelli's und Orazio Scaletta's, aber auch reizende Phantasien über Themen, die ihm die Churfürstin aufgab. — Und sie selbst spielte ebenfalls — und Händel meinte nie etwas Lieblicheres vernommen zu haben — freilich gaukelten dabei die zierlichsten Finger der Welt

vor seinen Augen auf und nieder. — Seine Lippen strömten, als sie geendet, über in Entzücken, wie denn überhaupt in ihrer Nähe, in dem Sonnenschein ihrer Güte, sein junges Herz aufging wie eine Blume. — Die Churfürstin schüttelte aber lächelnd das schöne Haupt und sagte: »Ihr seid kein rechter und gerechter Richter. Laßt uns hören, was euer Lehrmeister von meinem Spiel sagt.«

Da ließ sich denn der Domorganist mit einem schalkhaften Zucken der Mundwinkel, wie folgt, vernehmen: »Gnädigste Frau Churfürstin! Ich halte euer Spiel für ein wahrhaftiges Wunder, denn daß eben ein Frauenzimmer jemalen so spielen lernen könne, hätte ich nun und nimmermehr geglaubt.«

Später bei Tafel saß der junge Händel ganz in der Nähe seiner hohen Gönnerin. Das Gespräch wendete sich bald zur Musik, und dies Thema ließ die Augen des Jünglings leuchten und seine Wangen glühen. Es war eine eigenthümliche Schönheit, die nun sein Gesicht überflog, und manch' strahlendes Augenpaar hing bewundernd an seinen Zügen. — Und als Sophie Charlotte ihn nach seinen Eltern und seinen ernsten Studien voll warmer Theilnahme fragte, da erzählte er ihr Alles, was sein Herz bewegte. Von dem strengen Vater redete er, der durchaus einen Juristen aus ihm, dem Jüngsten, hatte machen wollen, und von seinem harten Verbot, sich mit der Musik zu beschäftigen. — Dann schilderte er ihr

die heiße Sehnsucht seines Kinderherzens, irgend ein Instrument zu erlernen, und sein Entzücken, als er oben unter dem Dache ein altes Clavier des Großvaters entdeckt, worauf er denn allnächtlich seine Studien begonnen, bis ihn der Vater in einer Mitternacht halb erfroren dort entdeckt und ihn von der Stunde an nicht mehr von seiner geliebten Musik zurückgehalten, ihn vielmehr dem Domorganisten Zachau als Schüler übergeben habe.

Zachau hörte von all' diesen Geständnissen Nichts, — er saß ja ganz am andern Ende der Tafel, zwischen den jüngsten und schönsten Hofdamen, den Fräuleins von Pöllnitz und Schlippenbach, die ihn tüchtig mit seiner Geringschätzung der Frauenzimmer neckten.

Trotzdem schaute sein faltiges Antlitz ganz verklärt darein bei all diesem Geplauder — ob es so geblieben, wenn er hätte hören können, wie eben sein Zögling der Churfürstin sagte, daß er sich nach Italien sehne, nach dem echten, wahrhaftigen Lande der Musik, — und als sie ihm erwiederte: »Ihr sollt euer gelobtes Land schauen — ich will Euch dazu verhelfen!« Wohl schwerlich! —

Nach der Tafel sagte Sophie Charlotte zu ihrem jungen Gaste: »Nun soll Euch Buononcini in meine Bibliothek führen, dort mögt Ihr fortan tagtäglich in meinen Schätzen wühlen, so lange Ihr es Euch in Berlin gefallen laßt. Ihr könnt auch da zur Stelle musiciren, so lange Ihr Lust habt, Ihr werdet ein Clavier finden. — Ich folge Euch in einer kleinen Weile, um Euch das

Schönste selbst zu zeigen, und Leibnitz wird mich begleiten.«

Und der ernste Mann, der seiner »Herrin« gegenüber gesessen, verneigte sich schweigend, und wieder ruhten seine Augen mit dem Ausdruck anbetender Bewunderung auf ihrem holdseligen Angesicht.

Später, als der junge Händel mit dem berühmten Gelehrten bekannter geworden — denn der Domorganist ließ sich bewegen, mehrere Wochen in Berlin zu bleiben — sagte er in Bezug auf diesen ersten Besuch in der Musikbibliothek, wo Sophie Charlotte selbst mit ihm die alten Manuscripte durchgeblättert, von Bewunderung hingerissen zu ihm: »Wie sie Alles weiß!«

»Und wie sie doch immer noch mehr wissen und lernen will,« antwortete da Leibnitz. »Sie versucht das Warum des Warum zu ergründen, es besteht Keiner vor ihr. Und wie viel Licht auch auf euren Weg fallen mag, mein Knabe, — daß ihre Augen Euch angeblickt, wird doch das Hellste bleiben.«

Und in der That, daß sie ihn angeblickt, hat er nie vergessen, er, der so rasch berühmt gewordene Händel, der unsterbliche Componist des »Messias«.

Ein Leipziger Student.

Motto:
„Mein Leipzig lob' ich mir,
Es ist ein klein' Paris und bildet seine Leute."
Goethe's Faust.

Ein Leipziger Meßsonntag.

Ein Meßsonntag war es in Leipzig, als man die Jahreszahl 1765 schrieb und dazu den 22. September. Ueber die alte Petersbrücke, durch das herrliche, seit 1722 vollendete Thor, drängten sich die Leute in's Freie, als gäbe es dort irgendwo das ewige Heil um wenige Groschen zu kaufen. Die Weinschenken und Kuchenhändler hatten gewaltigen Zulauf, nicht minder der Zahnarzt in der rothen Bude, dessen Ausrufer sich, die Wundercuren seines Herrn preisend ganz heiser schrie. Und auf die Zehen trat sich gar Jung und Alt, um dem Taschenspieler zuzuschauen an dem Tisch unter der Linde, und laut jubelte man, wenn der Seiltänzer nicht weit davon seine halsbrechenden Sprünge wagte. — Schmucke Bürgerstöchter, die Arme traulich in einander verschlungen, zogen fröhlich plaudernd daher, und schön geputzte Fräulein, die Federhütchen keck auf die

Stirn gedrückt, etwas hochmüthig auf die begleitenden Cavaliere blickend, trippelten ihnen nach. Da mochte wohl mehr als einem stillen Beobachter bei solchem Anblick der alte Reim einfallen:

»in Sachsen, in Sachsen
die hübschen Mädchen auf den Bäumen wachsen.« —

Dem übermüthigen Studentenvolk, das sich hinter den hübschen Kindern herdrängte und es an feurigen Blicken und gelegentlichen süßen Wörtchen nicht fehlen ließ, leuchtete die Wahrheit dieses Satzes gewiß weit besser als mancher andere ein, der ihnen vom Katheder herab aus dem Munde hochgelehrter Herren verkündigt ward. Vielleicht summte eben dasselbe Liedchen mit seinem schelmischen Refrain:

»hätt' ich d'ran gedacht,
hätt' ich mir eine mitgebracht« —

heute sogar manchem dieser Wahrheitslehrer selber in den Ohren wie ein Ton aus längst verklungener Jugendzeit, die meisten von ihnen schauten wenigstens ganz anders darein, als sonst. Sie mußten ja, wenn sie nicht Augen und Ohren verschließen wollten, in ihren tiefsinnigsten Gesprächen gewaltig gestört werden durch jene lachenden süßen Gesichter, die sich an ihnen vorbeidrängten, mit den dazugehörigen prächtigen Gestalten, und durch den Klang junger silberner Stimmen. Freilich sah man doch noch Einen oder den Andern daherschreiten, der aussah, als ob er weder hören noch sehen könne, der sich

bewegte wie eine kunstvoll gefertigte Maschine, und dessen Gesicht wie ein bestaubtes altes Pergament erschien.

Da wandelte zum Beispiel eben der Hofrath Böhme vorüber mit dem derzeitigen Rector der Universität, dem Hofrath Ludwig, und wie sie so dahinzogen, hätte man sie mit einander verwechseln können. Festgeklemmt unter dem linken Arm trug Jeder seinen dreieckigen Hut und in der rechten Hand den Stock mit dem Goldknopf; unbeweglich hingen die Haarbeutel im Nacken, wie von Holz geschnitzt standen die großen Locken des gepuderten Haares zu den Seiten der Schläfen. Die Augen schauten starr geradeaus, die Mienen waren tiefernst, die Lippen allein bewegten sich — die beiden gelehrten Herren redeten hebräisch mit einander. — Hebräisch! und über ihnen hing ein blauer Herbsthimmel von wunderbarer Durchsichtigkeit, und neben ihnen standen Bäume voll bunten Laubes und rings umher war Lachen, Singen, Musik und jauchzende Kinder, die ihm immer zwischen die Beine liefen, trotz der bitterbösen Gesichter.

Sie wandelten weiter und weiter in ihren Gesprächen, ließen die Menge hinter sich und verloren sich auf den Feldwegen, die nach den Dörfern Connerwitz und Dölitz führten. Es war dies ihr allabendlicher Spaziergang im Sommer und Winter, im Regen und Schnee, im Sturm und Sonnenschein. Sie wurden oft gar un-

sanft berührt, nicht nur die gelehrten Herzen, sondern auch jene ehrsamen Bürger, die, über Krieg und Frieden behaglich redend, daherzogen. Es gab so Manches zu klagen über die arge und blinde Welt und insbesondere über das schlimme Frankreich und über Vieles, was sich in den letzten Zeiten begeben und was wohl hätte anders angefaßt werden können, wenn man vorher ihren Rath eingeholt. Handelsleute gingen vorüber und berechneten laut ihren Verlust und Gewinn, und klagten einander ihr Leid über die schlechte Messe, während dabei doch Jeder im Stillen dachte: »Je nun, für Dich war sie nicht allzuschlecht, aber hoffentlich für jeden Anderen!« — Es braucht Niemand über jenes uralte Noth- und Stoßgebet die Achseln zu zucken und die Hände zusammen zu schlagen:

»ich bitt' Dich, heil'ger Florian,
verschon' mein Haus — zünd' and're an« —

es wird dasselbe von vielen Tausenden noch bis zur heutigen Stunde an jedem Abend und Morgen inbrünstig gebetet, nur lauten die Worte etwas anders, der Sinn ist aber genau derselbe. — Damals waren die Zeiten freilich nicht absonderlich günstig. — Leipzig litt noch immer an den Folgen des unheilvollen siebenjährigen Krieges, die Stadt trug neben der ungeheuren allgemeinen Staatsschuldenlast noch ein gewaltiges Theil für sich allein. Die Zahl der Einwohner hatte sich durch Noth und Seuchen in Zeit von kaum einem Decennium

um Tausende verringert, Nahrung und Gewerbe stockten, Jeder versah sich nur mit dem Nothdürftigsten. Der Handel lag danieder, die Handelssperre Friedrichs II. brachte großen Kummer und alle Klagen und Beschwerden halfen nicht viel. Oesterreich erhöhte seinen Waarenzoll; auch auf die ausländischen Weine wurde eine bedeutende Besteuerung gelegt; mit einem Worte, es war kein sorglos lustiges Leben in der Lindenstadt.

Nur am heutigen Meßsonntag merkte man nicht viel davon, und wer nur allein die geputzten Weiblein ansah in den hohen Hackenschuhen mit goldenen Schnallen, in den bauschigen Reifröcken und Schleppen, den thurmhohen, weißgepuderten Frisuren, wie das stolzirte, sich drehte, schwatzte und lachte, der hätte meinen sollen, die Geldsäckel der Leipziger Eheherren seien Zaubertaschen, die sich alle Zeit von selber wieder füllten, sobald sie leer geworden. Wie Königinnen pflegten die Häßlichen, wie zärtliche Schwestern die Schönen unter ihnen die Cavaliere und stattlichen Bürgerssöhne zu grüßen, wenn sie mit tiefer Verneigung an ihnen vorbeischritten. Die adeligen Herren erkannte man an ihren zierlichen Degen, an den Federbüschen auf ihren Hüten und der keckern Art des Grußes. Reden ließ sich nicht viel mit einander, denn vor den Pauken und Trompeten von den Buden her konnte Keiner so recht zu Worte kommen, und wär's möglich gewesen, so war doch noch das

Kindergeschrei zu übertäuben und das ist durchdringender als die lauteste Musik.

Urplötzlich erhob diese kleine ausgelassene Schaar größeren Lärm als je zuvor und drängte sich um einen hochgewachsenen Mann, der da vom Petersthor herkam und vor dem Alle ehrerbietig zur Seite wichen, als sei er ein Prinz oder gar ein König. Zahllose kleine Hände schoben sich in seine schlanke Hand, und die diese nicht erreichen konnten, klammerten sich an die Rockschöße des freundlich Grüßenden, haschten nach seinem Hut und riefen ihm allerlei zärtliche Namen zu. — Dafür griff die freigelassene Linke des Belagerten auch in die Tasche und vertheilte unermüdlich, während er langsam weiterzugehen versuchte, kleine Kuchen, Stückchen Zucker und getrocknetes Obst, die kleinen Zudringlichen sanft von sich abwehrend. Auch die Erwachsenen grüßten ihn Alle voll Herzlichkeit und Ehrerbietung zugleich und empfingen freundlichen Dank. Die Heiterkeit eines Weisen thronte auf seiner Stirn und die Barmherzigkeit eines guten Menschen blickte aus den blauen Augen, er sah aus, als wisse er wie kein Anderer mit den Fröhlichen fröhlich zu sein und mit den Weinenden zu weinen. —

Ein dicker, wohlbehäbiger Mann in etwas verschobener Perrücke drängte sich jetzt zu ihm hin und streckte ihm die Hand entgegen. „Da bin ich wieder, hochzuverehrender Hofrath,“ sagte er. „Ich freue mich, daß ich Sie

auf der Straße hier treffe, denn in Ihrer Wohnung war ich schon zweimal vergebens mit meinem Pflegebefohlenen, den ich Ihnen so recht ans Herz legen wollte!«

»Gott grüße Sie, mein werthester Herr Buchhändler Fleischer,« lautete die Antwort. »Wie sie doch hübsch regelmäßig einziehen, unsere Leipziger Meßschwalben, und wie wir sie gern sehen! — Wie sieht's daheim im schönen Frankfurt aus? So der Herr will, besuche ich Euch wirklich im nächsten Jahre. Aber Sie sprachen von einem Pflegebefohlenen, mein Werthester? Erzählen Sie mir von ihm. Warum ist er nicht bei Ihnen? Geben Sie mir Ihren Arm und begleiten Sie mich eine Strecke. Ich bin nicht kräftiger geworden, seit wir uns zuletzt sahen! Die böse Athemnoth!«

»Kommen Sie, Hochverehrtester, ich bin stolz bis ans Ende meines Lebens auf diese Stunde, wo ich den Herrn Hofrath führen durfte. — Mein junger Bursche ist mir entwischt im Gedränge. 's ist ein Frankfurter Kind, das hier das Jus studiren soll, ich habe ihn mitgebracht. Er stammt von guten Leuten in Frankfurt. Der Rath Goethe am Hirschgraben ist sein Vater und er, der Wolfgang, der einzige Sohn. Ich möcht' ihn gern gut unterbringen, ehe ich heimreise; der Mutter und Schwester ist er ganz gewaltig ans Herz gewachsen, es sind viel heimliche Thränen geflossen um ihn!«

»Dann ist er gewiß ein guter Sohn und Bruder!«

»Ich glaub's auch. Wenn er nur nicht so verdammt hübsch wäre; man kann die Mädchen nicht genugsam vor ihm hüten! Froh bin ich, daß ich keine Tochter habe, denn ich bilde mir ein, die Augen des Wolfgang müßten lauter Herzeleid bringen. Daß aber ein ordentlicher Gelehrter aus ihm wird, kann ich mir nicht so recht vorstellen. — Aber wohin soll ich den Herrn Hofrath führen?« fragte der Frankfurter Buchhändler, indem sie langsam mit dem Strome weiterzogen.

»Dort an die blaue Bude — darinnen erwartet mich der Hofrath Clodius, wir wollten einmal den gelehrten Hund Kartenspielen sehen. Gehen Sie mit?«

»Ich komme Ihnen nach, Herr Hofrath, möchte aber zuvor gern meine Frau holen. Sie ist eben in der Stube des jungen Goethe in der »Feuerkugel« auf dem Neumarkt und räumt seine Wäsche in den Schrank, sie hat das der Frau Rath in die Hand versprochen.«

»Ich werde Sie und ihre Eheliebste erwarten,« lautete die Antwort; »da sind wir schon an Ort und Stelle. — Auf Wiedersehen, mein werthester Herr Fleischer.«

Und mit vielen Bücklingen verabschiedete sich der Frankfurter und rannte so eilig davon, als ihm sein schwerer Körper und sein Athmen solches erlaubten. — Der Herr Hofrath aber trat in die gefüllte Schaubude ein und nahm, da er seinen geehrten Herrn Collegen

auf den ersten Blick nicht fand, in seiner bescheidenen Weise nahe am Eingang Platz.

Die Vorstellung war im vollen Gange. — Viele Leute saßen auf den Bänken und schauten dem Tanz eines jungen fremdartigen Weibes zu, das mit verbundenen Augen auf den Fußspitzen zwischen aufgestellten Eiern hin- und hergaukelte. — Von einem kartenkundigen Hunde war nichts zu sehen. — Es war klar, der Professor der Moral und Philosophie war in eine andere Bude gerathen und konnte nicht um sich, selbst zu gestehen, daß dies tanzende Geschöpf noch um ein Weniges hübscher anzusehen sei als selbst ein gelehrter Hund. — Das rothe kurze Röckchen mit den schwarzen wunderlichen Verzierungen, das goldbesetzte Mieder mit den flatternden Schleifen, die lang herabwallenden dunklen Haare, die Kinderfüße in den hohen Hackenschuhen waren von einem fremdartigen Reiz. — Eine Zingara war es vielleicht, die da tanzte, das schöne Kind eines ruhelosen Wandervolkes, eine Blume des Südens.

Nach Beendigung ihres graziösen Spazierganges zwischen den Eiern riß sie sich das Tuch von den Augen, warf einen Blick voll Glut und Uebermuth in die Menge — ergriff ein Tambourin und begann einen neuen tollen Tanz.

Wie flog und schwebte der schlanke Körper dahin,

wie glühte das feingeschnittene Gesicht, wie funkelten die schwarzen Augen, Alt und Jung jubelte laut auf, selbst dem Professor der Moral wurde ein wenig warm, und er sah sich zum zweiten Mal vergebens nach seinem Herrn Collegen um. Dabei fiel ihm die Regungslosigkeit eines jungen Mannes auf, der mitten unter der aufgeregten Menge ohne Wort und Laut, ohne irgend ein Zeichen des Beifalls dasaß.

Als er aber genauer hinsah, erschrak er fast über das leidenschaftliche Entzücken an der schönen Frauengestalt, das aus diesen jungen Augen leuchtete; der Herr Hofrath vergaß darüber die Tänzerin und schaute, fast erstaunt, in ein Jünglingsantlitz, wie er es schöner nie gesehen zu haben vermeinte. Stirn und Schläfe ähnelten denen des Apoll vom Belvedere, die Linie des Profils war kühn und fein zugleich, der Mund vornehm, die Farbe blühend und die Augen! — Wie konnte nur ein so blutjunger Fant solche Augen haben!

Das Mädchen hatte jetzt ihren Tanz beendet und ging nach einer kurzen Pause wahrsagend zwischen den Leuten hin und wieder, jede Hand ergreifend, die sich ihr entgegenstreckte. — Als sie in die erste Reihe kam, streckte ihr auch der junge Mann seine Hand hin. Sie mochte ihn wohl längst bemerkt haben, denn sie war im Nu an seiner Seite und lächelte ihn an. Ihre weichen braunen Finger schlossen sich um die seinen, ihr Gesicht neigte sich ihm entgegen, ihr Athem streifte seine Wange. Dann sah

sie lange auf die Linien seiner Hand, hob darauf die Augen und schaute ihn tief und forschend an: »»Du wirst eine Krone tragen und man wird Dich höher ehren als einen König. — Du bist ein Kind des Glückes in allen Dingen, nur hüte Dich vor dem Trauring.««

Ein köstliches schelmisches Lächeln theilte von Neuem die frischen Lippen und ein Lächeln gab ihr der schöne Jüngling zurück. Als aber die Zigeunerin noch immer seine Hand festhielt und er auch nicht die leiseste Bewegung machte, sie aus diesen weichen Banden zu befreien, als die Augen der Beiden immer glühender und tiefer ineinander versanken, da legte sich plötzlich eine hagere Männerhand kühl und fest auf die Finger des Mädchens und löste sie von denen des Jünglings, und eine ernste Stimme sagte: »Kommt, junger Freund, es dürfte jetzt an der Zeit sein nach Hause zu gehen; — der Buchhändler Fleischer sucht Euch. Kommt mit mir. Euer Vater hat Euch durch ihn auch unter meine Hut gestellt.«

Und ohne eine Antwort abzuwarten, zog er den Arm des Erstaunten in den seinen und verließ mit ihm die Bude. Keinen Augenblick sträubte sich der junge Gefangene, es war etwas in dem Wesen des alten Herrn, das ihn völlig bezwang, etwas Ehrfurchtgebietendes und doch Mildes, Gütiges zugleich; draußen vor der Bude erst blieb er stehen und athmete auf; und nun erst fragte er sich: wer gab diesem Fremden ein Recht auf

Dich? Woher kennt er Dich, der alte Herr? — Da kam aber eben der Buchhändler Fleischer hergelaufen. »Meine Frau ist noch nicht fertig mit dem Einräumen,« rief er erhitzt und ärgerlich schon von Weitem, »und wollte deshalb nicht mit. Es ist und bleibt nun einmal ein eigensinniges Geschlecht, das Frauenvolk! Und da ist ja auch der Wolfgang! Der weiß noch nicht, ich seh's ihm an, in welch' hoher Gesellschaft er da steht. War er in der Bude? Ist die Vorstellung schon vorüber?«

»Kommen Sie nur erst zu Athem, Geehrtester,« lächelte der Herr Hofrath, »Sie haben das Frankfurterkind so vortrefflich skizzirt, daß ich's zur Stelle erkannte. In der Bude gab's nichts mehr zu sehen für uns Beide. — Guten Abend nun, ich muß den Clodius suchen — auf baldiges Wiedersehen mit dem jungen Herrn da!«

Damit neigte der Sprecher in einer ebenso anmuthigen als würdevollen Weise das Haupt und verlor sich unter der Menge.

»Wer war das?« fragte jetzt der junge Goethe, wie aus einem Traum erwachend.

»Lieber Wolfgang, das war der Herr Hofrath und Professor der Moral, auch vielgefeierte Dichter und Bücherschreiber Christian Fürchtegott Gellert, und wenn Du es einmal so weit brächtest wie der, könntest Du deinem Gott auf den Knieen danken und deine Frau Mutter und die gute Cornelia könnten ruhig schla-

sen. — Nun, wenn Du auch so klug nicht werden kannst denn das ist Gottesgabe, so kannst Du Dich doch mühen so gut zu werden wie er. — Und jetzt komm mit in den Gasthof »zu den drei Schwanen« in der Petersstraße, da wollen wir zur Nacht essen, der Buchhändler Schwan aus Mannheim speist auch dort und der wohlbekannte Buchhändler, Buchdrucker und Notenstecher, mein Freund, Christian Breitkopf.«

In der Nacht, die diesem Tag folgte, träumte ein junger angehender Student in einer Stube, deren Fenster nach dem Hofe der »großen Feuerkugel« hinausgingen, recht viel tolles Zeug durcheinander. — Vorzüglich war es ein Bild, das ihn unablässig neckte. Die reizende Zigara tanzte ihm näher und näher mit einem frischen Rosenkranz in den Händen. Schwebend hielt sie ihn endlich über seiner Stirn, berauschend umwallte ihn süßester Duft, er meinte schon die Kühle der Blüthenblätter zu empfinden, dabei neigte das üppige Weib sich tiefer und tiefer zu ihm herab — ihr rother Mund glühte ihm entgegen, noch ein Moment und er sank auf den seinen. — — Da schob sich das ernste Gesicht des Professors der Moral dazwischen und die Lippen des Verlangenden küßten eine der wohlgepuderten Seitenlocken Christian Fürchtegott Gellert's. — Und wie aus weiter Ferne tönte die Stimme des dicken Frankfurter Buchhändlers, die dazu recht salbungsvoll sang:

»Dein Heil, o Christ, nicht zu verscherzen,
Sei wach und nüchtern zum Gebet.« — —

Ach, gerade dies Lied des Herrn Hofrath Gellert hatte Wolfgang mit so vielem Aechzen und Stöhnen daheim einst als Knabe gelernt und das war ihm auch zuerst wieder eingefallen, als er des gefeierten Dichters Namen hörte.

Ein Saltomortale.

Anecdote.

Etwa zwei Stunden von der Stadt und Festung Minden, nördlich in das flache Land hinein, liegt ein einsames, schloßähnliches Gebäude, »Haus Himmelreich« genannt. Den Chroniken nach ward es von einem rohen und händelsüchtigen Ritter Holle, im 16. Jahrhundert etwa, erbaut. Früher hatte dieser räuberische Unhold in der Nähe von Petershagen sein Unwesen getrieben und vornehmlich dem hochwürdigen Bischof von Minden arg zugesetzt durch allerlei ungehorsame und schlechte Führung, durch Aufreizung seiner Untergebenen zur Widersetzlichkeit gegen seine Bestimmungen und dergleichen Unthaten mehr. Der Kirchenfürst sah sich endlich genöthigt, diesen rebellischen Unterthan in den Bann zu thun und der irdischen wie himmlischen Segnungen verlustig zu erklären. Da hatte denn der Frevler mitten in die Heide hinein sich ein luftig Haus mit hohem Thurm gebaut, und als der Bau vollendet, ließ er dem Bischof sagen, daß er von nun an seines Himmelreichs nicht

benöthigt sei, alldieweil er sich sein eigenes geschaffen, worin er fortan selbst den Herrn zu spielen gedenke, ihm und dem lieben Gott zum Trotz, und gab von Stund' an diesem seinem Rittersitz wirklich den Namen »Himmelreich«. Der hat sich denn auch erhalten bis auf den heutigen Tag, so oft das Schloß auch seinen Besitzer gewechselt. Der fromme Bischof aber zog, als der Ritter Holle noch daselbst wohnte, nie ohne großes Geleit von bewaffneten Reisigen auf seinem Wege nach Petershagen an dem Schlößlein der Haide vorbei, denn er fürchtete sich vor diesem »Himmelreich«, wie er sich selbst nicht vor der wirklichen Hölle fürchtete. Die Hölle mit all' ihren Insassen konnte ja auch einem Kirchenfürsten nichts anhaben, allein der Ritter Holle in seiner Burg war schlimmer als der oberste der Teufel und scheute sich vor Nichts in der Welt, nicht einmal vor dem heiligen Kleide. Aber die bewaffneten Begleiter des Bischofs konnten ihre Schwerter ruhig in der Scheide lassen, der Ritter nahm keinerlei Rache und schaute nur mit lustigem Lachen aus dem Fenster seines Thurmes auf jenen Zug herab oder stimmte mit seinen wüsten Zechgenossen gottlose Lieder an, wenn der hochwürdige Herr sich nahte. Auch weder ein Blitz vom Himmel fuhr herab, den Frevler zu zerschmettern, noch that sich die Erde auf, ihn zu verschlingen, so sehr der fromme Bischof täglich darauf hoffte. Der Ritter Holle lebte herrlich und in Freuden und starb in seinem Haus Himmelreich in seinem Bett wie jeder

andere fromme Christ und keinerlei Schwefelgeruch noch irgend ein seltsames Feuerzeichen war in der Todtenkammer, noch an dem Leichnam zu gewahren.

Jetzt ist das Wohnhaus des Ritters längst nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt zu sehen; nur der alte Thurm ist noch da, das Einfahrtsthor und die Mauern, die sich um den tiefen Wallgraben zogen; ein anderes Haus wurde auf der Stelle aufgebaut. Linden und Eichen sind überall emporgewachsen, dichtes Buschwerk und Heimbuchen ziehen sich längs den Mauern hin. Der letzte Besitzer hat sogar einen schönen Garten angelegt mit einem Bogengang von Buchen,und Jahr um Jahr wurde der grüne Schleier dichter, der dies Plätzchen vor Aller Augen verbarg. Dornröschen hätte gut darin wohnen können, gar mancher Märchenprinz wäre wohl vorbeigeritten auf seinem Zelter, ohne das Dasein des Schlößchens hinter der Blätterwand zu ahnen.

Im Jahre 1803 etwa geschah es aber, daß einmal ein wirklicher Prinz, der Prinz Louis Ferdinand von Preußen nämlich, einkehrte in das grün umsponnene Haus. Ob er allda nun ein Dornröschen aus der Verzauberung wecken oder den Frieden des irdischen Himmelreichs zu kosten begehrte, ist niemand recht bekannt geworden. Gewiß ist nur, daß er sich's daselbst nicht nur tage- und wochen-, sondern monatelang gefallen ließ. Es war, als ob er das Rauschen des Lebensstromes in dem großen Berlin ganz vergessen über dem

Murmeln eines Wiesenbachs. Man sagte, der König habe ihn zur Inspicirung der westphälischen Regimenter dorthin geschickt, heimlich flüsterte man sich freilich andere Geschichten in die Ohren: von Verbannung und Bestrafung wegen allzu regellosen Lebens in der Residenz. Wie es aber irgend jemand auf der weiten Gotteswelt über's Herz bringen konnte, den Prinzen Louis Ferdinand zu bestrafen, das begriff freilich niemand, der den königlichen Herrn nur einmal gesehen, und wer gar mit ihm geredet oder an Einem Tische mit ihm gesessen, der hätte wie Tamino eine Wanderung durch Feuer und Wasser angetreten, wenn er's begehrt, und zwar auch ohne Begleitung einer Pamina. Eine wahrhaft wundersame Bezauberung übte er auf Männer wie auf Frauen, auf Jung wie auf Alt aus; in dieser Beziehung war er ein leibhaftiger Märchenprinz, der sich, wie in all jenen wundersamen Geschichten zu lesen, eben nur zu zeigen braucht, um alle, auch die schlimmsten Hindernisse zu überwinden. Für einen Jeden hatte er ein freundlich Wort und, was im Grunde noch tiefer ins Herz geht, einen warmen Blick, und kein Armer trat ihm in den Weg, der unbeschenkt und ungetröstet geblieben wäre. Und wie ritterlich benahm er sich gegen die Frauen! Wie eine Gestalt aus den Zeiten Frauenlob's, wie ein Troubadour aus den goldenen Tagen der Liebeshöfe trat er ihnen entgegen. Aber er bot mit gleicher Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit der betagten Bäuerin die Hand, um ihr

über einen Graben zu helfen, wie der Dame der vornehmen Gesellschaft, um sie die Treppenstufen hinabzugeleiten. Er gehörte zu den Männern, die das Geschlecht in der Erscheinung ehren, nicht aber in der Erscheinung das Geschlecht. Alte Mütterchen mit weißen Haaren in der Mindner Gegend hört man noch mit jugendlich aufblitzenden Augen von dem bildschönen hohen Herrn erzählen, der bei ländlichen Festen mit ihren Müttern getanzt und sie selber, die staunend zuschauenden Kinder, zu sich emporgehoben und geküßt hatte.

Aber die Männer mußten ihn nicht minder bewundern und lieben, so oft sie ihn auch, als den unüberwindlichen Besieger der Frauenwelt, zu hassen versuchten. Keiner tummelte ja sein Roß so wie er, Keine sprach so tapfer dem Becher zu und blieb dabei doch allezeit so königlich. Wie oft hielt er offene Tafel unter der mächtigen Linde vor der Einfahrt von Haus Himmelreich und lud Manchen dazu ein, der eben vorüberschritt und wahrlich kein hochzeitlich Kleid an hatte! Wenn doch die Lindenzweige, die jetzt noch dort rauschen, von all' jenen Dingen noch erzählen könnten!

Und wenn er an seinem Clavier saß, das er sich von Berlin mitgebracht (man erzählte sich, daß er deren bereit sechs sich angeschafft) und spielte, so ließ er die Fenster offen und verwehrte Niemand, sich in jenem goldenen Melodienstrom, den seine Finger den Saiten entlockten, zu baden. Da saßen denn oft Schaaren von

Bauern, alte und junge, Gesunde und Kranke, mit ihren Frauen, Müttern, Schwestern und Bräuten, um zu lauschen und zu staunen, — über Alles, was der Prinz Louis könne.

Die Zimmer des Prinzen lagen im ersten Gestock; man mußte die alte Wendeltreppe von Stein, die in den Thurm des alten Ritters Holle führte, zur Hälfte ersteigen, ehe man in das Cabinet trat, wo das Clavier stand. Auf der linken Seite dieses Gemachs lag das Schlafzimmer, rechts ein kleiner, einfach ausgestatteter Empfangssaal. Eine Flügelthür führte von dem Zimmer des Prinzen unmittelbar in den Garten, der wunderlicher Weise mit dem ersten Stockwerk in gleicher Höhe lag. Diese Baum- und Bogengänge dicht vor den Fenstern machten einen überwältigenden Eindruck, nachdem man bereits eine Wendeltreppe hinaufgeklettert war. Eine köstliche grüne Wildniß war's, die durch die Glasthür hereinschaute, und in dem Laubengang von alten Heimbuchen nisteten zahllose Nachtigallen. Es war so dicht, daß die Sonnen- und Mondesstrahlen mit Müh und Noth ein Plätzchen fanden, hier und da zwischen ein paar Blättchen hindurchzuschlüpfen. In dieser Riesenlaube nun pflegten, wenn der Prinz spielte, jene Gäste aus Minden und der Umgegend sich aufzuhalten, die sich täglich zahlreicher einfanden, um dem königlichen Verbannten die Einsamkeit weniger fühlbar zu machen. Auch reizende Frauengestalten erschienen auf Haus Himmel-

reich, — denn was wäre ein Himmel ohne Engel! — und jene Gruppen, die sich in dem Bogengang bildeten an jenen Sommerabenden, hätten ihren Watteau zu finden verdient, um durch einen glänzenden und eleganten Pinsel verewigt zu werden. Der zitternde Schein der Windlichter, die man überall aufgestellt, beleuchtete die schönsten Frauen und Männer. Freilich waren die Trachten der damaligen Zeit, die enganliegenden Gewänder und wunderlich geschnittenen Mieder weniger geeignet zu malerischen Faltenwürfen und wechselvoller Zusammenstellung; auch die Art das Haar zu tragen, erschien unschön, denn die kurzen Locken wurden tief in die Stirn gezogen; aber es waren doch Augen da, die mit dem Sternenglanz wetteifern durften; Lippen und Wangen, die sich vor den glühenden Rosen nicht zu scheuen brauchten, die am Eingang des Gartens in so verschwenderischer Fülle blühten, und Formen, die an die Urbilder plastischer Schönheit, an die steinernen Göttergestalten Griechenlands erinnerten. Die Männer erschienen trotz der hohen Krägen ihrer wenig kleidsamen Uniformen fast alle stattlich und bedeutend, wenigstens so lange der Prinz nicht bei ihnen war.

Zu allen Zeiten sind jene Menschen selten gewesen, deren Erscheinung allein sie als königlich, als bestimmt, zu herrschen über alle andern, bezeichnet. Prinz Louis Ferdinand würde in dem größten Menschengewühl sofort einem Jeden als eine Herrschergestalt aufgefallen

sein, als eine wahrhaft vornehme Menschenerscheinung in des Wortes vollster und schönster Bedeutung. Es war etwas Ungewöhnliches, Auffallendes an ihm; der Eine suchte es in den Augen, der Andere fand es in der Stirn, der Dritte in dem unbeschreiblich schönen Lächeln des Mundes — oder in der Heldengestalt, Jeder aber beugte sich vor diesem Etwas, Jeden überwältigte es, bewußt oder unbewußt. Und man verzieh ihm auch Alles um dieses überwältigenden Etwas willen. Es gibt Menschen, die ungestraft Alles thun dürfen, d. h. an denen man natürlich findet, was an anderen sonderbar, ungewohnt, ja selbst strafbar erscheint. Daß der Prinz Louis ein wundersam lustiges Hoflager hielt auf Haus Himmelreich, verargte ihm Niemand. Daß in seine Zechgelage oft das helle Morgenlicht hereinfiel, fand Keiner verdammenswerth. Auch sein seltsam wildes Reiten nach Minden belachte und tadelte kein Einziger. Und doch konnte man wirklich den Kopf darüber schütteln. Vor dem Thore des Hauses Himmelreich nämlich sah man den Thurm der Marienkirche von Minden wie einen spitzen Finger gen Himmel weisen. Diese Thurmspitze nun war es, die der Prinz allezeit fest ins Auge faßte, — dann spornte er sein edles Roß und fort ging's auf dieses Ziel los, gerade und unverrückt über Gräben und Hecken, über Felder und quer durch die Haide:

„Immer zu, immer zu,
Ohne Rast und Ruh'. —“

Niemand vermochte dem königlichen Reiter zu folgen, der allezeit dahinflog,

„daß Kies und Funken stoben."

Und wohin jagte er denn so hastig? Erwartete ihn eine schöne Frau — schauten strahlende Augen nach ihm aus voll unruhiger Sehnsucht? Das Letztere war wohl möglich, aber er wußte es nicht, oder wollte es nicht sehen. Sein toller Ritt hatte ein anderes Ziel.

Dicht neben der Kirche lag die Cantorswohnung. Das bescheidene Stübchen des alten Cantors empfing den hohen Gast. Der Prinz mit der Aeolsharfenseele liebte es, mit dem schlichten Mann über Musik zu plaudern und seine reiche Sammlung von alten Kirchenmusiken durchzublättern. Da saß er denn wohl stundenlang vor dem alten Spinett und spielte Bach'sche Fugen und variirte seinen Lieblingschoral, das markerschütternde:

»O Haupt voll Blut und Wunden, --«

daß der Cantor die Hände faltete und seine Augen sich mit Thränen füllten. Oder er ließ sich von dem würdigen Mann von Christian Bach, dem Sohne des großen Leipziger Cantors erzählen, der drüben in Bückeburg als Cantor des Fürsten Wilhelm gelebt und dessen freundlicher Erscheinung sich der Alte noch dunkel erinnerte. Nicht selten geschah es, daß der Prinz einzig um dieser Plauderstunde willen in Regen und Sturm herumbrauste und dann wieder heimritt. Er war auch ein ganz anderer, jener Mann mit dem träumerischen Blick

in dem Cantorstübchen bei der Marienkirche, und der Held mit den blitzenden Feueraugen, der am Morgen vor der Front auf- und niederritt. Aber wo und wie er auch sein mochte, überall gewann er sich die Herzen, und wie wunderlich die Geschichten auch lauteten, die man von ihm erzählte, — man erzählte sie doch immer mit einem Lächeln stolzer Freude und mit dem Refrain: „Es gibt Keinen wie unsern Prinzen Louis! Gott segne ihn!“

Und die Frauen sagten das auch, freilich nicht laut, heimlich aber mit noch größerem Entzücken; denn ritterlicher und kühner war Keiner, und mit jeder neuen tollen Geschichte vergoldete sich für die Frauenaugen mehr und mehr jener Nimbus, der sich um sein Haupt zog. Louis Ferdinand war und blieb eben für die Bewohnerinnen der „Rothen Erde“ ein leibhaftiger Märchenprinz, sogar das verwünschte Schloß fehlte nicht, es führte den Namen „Haus Himmelreich“. Wie manche mochte eben diese Benennung für die einzig passende jener Stätte halten, die er zu seinem Aufenthalt sich erwählt hatte.

Da geschah es eines Tages, daß der Prinz mit einigen jungen Officieren einen Ausflug nach der sogenannten Bückeburger Clus (Klause) unternahm. In einem reizenden Walde auf dem Wege nach Bückeburg, kaum ein Stündchen hinter Minden gelegen, stand ein Wirthshaus, dessen wohleingerichtete Wirthschaft weit

und breit bekannt war. Es hatte ein etwas vornehmeres Aussehen als die gewöhnlichen Dorf- und Waldschenken, denn der Mann, der es erbaute, verzierte das erste Stockwerk mit einem offenen Altan, der von Säulen getragen wurde. Diese Säulen bildeten über der Hausthür eine Halle, in der sich's die Gäste gern wohl sein ließen. Des Prinzen Lieblingsplatz war aber oben auf dem Altan selbst. Den überragten und überschatteten nämlich von beiden Seiten alte Bäume, in deren Laub man mit den Händen greifen konnte, und in der Mitte des Altans sah man über den Rasen hinweg, wo die Steinböcke standen, und über die fernen Wiesen gleichsam mitten in das Herz des Waldes hinein. Dicht vor dem Hause ging die große Fahrstraße vorüber. Nach einem nächtlichen Gewitter war der Tag in wunderbarer Schönheit heraufgezogen. Das Grün schien fast leuchtend und zahllose Knospen waren auf den Wiesen zu Blumen geworden. Jener köstliche Duft, von dem sie sagen, daß er das Herz weit und die Gedanken heil mache, strömte und wallte daher; woher er kommt, wer weiß es? — Die jungen Männer auf dem Altan tranken ihn im funkelnden Wein und die Heiterkeit wurde immer sprudelnder. Man brachte Trinksprüche aller Art, man recitirte Schiller'sche Verse, immer hellere Funken von Geist und Witz sprühten umher. Natürlich war dem Prinzen die Löwenrolle zuertheilt, als man nachher den „Löwengarten des Königs Franz“ in Sceue zu setzen

und die gewaltigen Stimmen der verschiedenen Ungeheuer mit großer Virtuosität nachzuahmen versuchte.

Als man dessen endlich müde war, spottete man über den »Ritter Delorges« und seine Handschuhheldenthat. »Zum Glück für unserer kostbares Leben sind diese Zeiten romantischen Frauendienstes vorüber!« rief einer der Jüngsten. »Jetzt begehrt weder ein Fräulein Kunigunde solches Opfer, noch fände sich Einer, es zu bringen.«

»Hoffentlich fände sich mehr als Einer, im Dienste der Frauen sein Leben zu wagen — denke ich!« erwiederte der Prinz ernst und seine siegenden Augen blitzten den Sprecher an.

Ehe der aber zu antworten vermochte, rollte ein schwerbepackter Reisewagen von der Bückeburgerstraße langsam daher und hielt vor dem Wirthshause still. Der Kutscher ließ den müden Pferden Futter geben. Die Reisenden schienen aber nach einem kurzen Gespräch mit dem Wirth nicht Lust zu haben, auszusteigen; der alte Diener in grauer Livrée schloß den schon geöffneten Schlag wieder. Vom Altan herab versuchten manche Augen den Inhalt des Wagens, die Reisenden zu erspähen, aber vergebens. Es zeigten sich nur zwei Frauenhände, die lässig ineinander gefügt sich auf den Wagenschlag stützten. Es waren Hände von großer Formenschönheit und weichen langsamen Bewegungen; sie spielten mit einem Handschuh. Die Frau, der diese Hände

gehörten, mußte noch jung sein. War sie schön, war sie glücklich? — Diese Frage gaben der gedämpften Unterhaltung auf dem Altan einen neuen pikanten Reiz. Man hätte zwar einfach hinab und an dem Wagenschlag vorbei gehen können, um die beste Antwort zu erhalten, aber das wäre eine zu prosaische Lösung gewesen, die wenigstens Louis Ferdinand verschmähte. Eine andere Hand legte sich jetzt einen Augenblick auf jene spielenden Hände, die gebräunten Finger eines offenbar nicht mehr jungen Mannes. War das die Hand eines Vaters, eines Gatten, eines Bruders? — Die Frauenhände zuckten nicht auf bei dieser Berührung, — sie erwiederten nicht den Druck — — Es war also nicht die Hand eines Geliebten. Still ruhten sie, um sich dann nach einer Weile sanft der lastenden Hand zu entziehen. Bei dieser Bewegung entglitt den weißen Fingern ein Handschuh und fiel in eine Furche des Weges.

»Wer hebt diesen Handschuh auf?« fragte da plötzlich der Prinz.

Die jungen Männer sprangen auf und drängten sich nach der Treppenthür.

»Nein — nicht so! Das kann jeder!« lächelte Louis Ferdinand. »Ich meine, durch einen Sprung vom Altan herab, meine Herren!«

Erschreckte und staunende Blicke begegneten ihm — ein dumpfes Murmeln war die Antwort — man maß

mit verstohlenen Blicken die Höhe des Altans und — trat, verlegen lächelnd, zurück.

»Ich will Euch zeigen, daß es auch in unserer armen Zeit Ritter gibt, die dem Delorges nichts nachgeben,« rief der Prinz. »Seht her, meine Herren, ich hebe den Handschuh einer Dame auf — *ohne* daß sie mich darum gebeten!« —

Und seinen Säbel mit einem Griff fester schnallend, schwang sich der Prinz auf die Brüstung; und ehe ein Arm sich auszustrecken vermochte, ihn zu halten, ehe ein Mund sich öffnen konnte zu einem Schrei, war er hinabgesprungen. Ob nun die Wucht dieses wahrhaftigen »Saltomortale« ihn auf die Knie gedrückt, oder ob er diese Stellung einer Dame gegenüber anzunehmen für angemessen befunden — genug, die entsetzten Begleiter des kühnen Springers sahen ihn vor dem Wagenschlag, auf einem Knie, den aufgehobenen Handschuh überreichen. Dann aber sahen sie ihn aufspringen und von Neuem im Wege suchen und auch finden, wie es schien; denn die schöne Frauenhand streckte sich ihm sehr hastig entgegen, als er wieder herantrat. Jetzt erkannten auch die Beobachtenden, daß sich wohl ein Ring abgestreift haben mochte, denn die Dame schob nun einen goldenen Reif an den Finger der linken Hand und die Sonnenstrahlen fielen auf einen prächtigen Rubin, der hell aufblitzte. Und auch Worte wurden hin und her gewechselt zwischen der Fremden und dem Prinzen — aber keiner

seiner Gefährten wagte es hinabzugehen und zuzuhören.

Der Kutscher bestieg endlich den Bock, der alte Diener schwang sich auf — die Pferde zogen an — — der Prinz trat grüßend zurück. Da — einen Augenblick nur — erschien ein Frauenköpfchen, über den Wagenschlag leicht sich neigend — ein schwarzer Schleier war über das reichste blonde Haar geschlagen und unter dem Kinn geknotet — — aber die modernen Ritter auf dem Altan hätten sich jetzt vielleicht minder lange besonnen, den Handschuh aufzuheben, der dieser Frau gehörte.

Der Prinz kehrte nicht sogleich zu seinen Gefährten zurück — er schritt allein und in sich gekehrt, wie das zuweilen seine Weise, den breiten Weg hinunter, der zum Walde führte, und Niemand hatte den Muth, ihm zu folgen. Erst nach einer Stunde trat er wieder zu seinen Cameraden. Erst nach einer Weile aber, als er die mühsam bezwungene Neugier in allen Gesichtern sah, sagte er lächelnd: »Es waren Vater und Tochter — die Insassen des Reisewagens. Der alte Herr, ein hannoverischer Gutsbesitzer, führte die junge Frau ihrem Mann wieder zu, nach Berlin. Der beneidenswerthe Besitzer dieses reizenden Geschöpfes ist Soldat wie wir — aber seinen Namen erfuhr ich noch nicht. Trinken wir auf sein Wohl — — und plaudere keiner meinen Delorges-Streich aus!«

Aber es mußte ihn doch ein Jemand ausgeplaudert haben, denn als der Prinz nach Berlin zurückberufen wurde, erzählte man sich die Geschichte dieses Sprunges in allen Häusern und die Mindenser veranstalteten große Wallfahrten nach der Clus und staunten den Altan an. Manche Wette wurde auch angeboten und sogar mancher Preis ausgesetzt von schönen Frauen für eine Wiederholung dieses Wagnisses; aber — es fand sich Keiner, der es dem Prinzen Louis Ferdinand nachgethan — und gar um eines Handschuhs willen!

Das versunkene Schloss.

„Hast Du das Schloß gesehen —
Das hohe Schloß am Meer?" —
Uhland.

Vor hundert und mehr Jahren wurde von dem kleinen Städtchen Arbon am Bodensee mehr geredet als heute, wo es nur als eine wenig beachtete Station der Dampfschiffe genannt wird, die von und nach Constanz fahren. — Damals besaß es drei Merkwürdigkeiten: zuerst eine wunderthätige Maria in der kleinen Schloßcapelle, in einem langen, blauen Mantel, dessen Berührung die schwersten Herzenswunden heilte, und die quälendste Liebe in ein sanftes Vergessen wandelte, dann die Erscheinung des versunkenen Schlosses des jungen Conradin von Schwaben, in der Mitternachtsstunde jeder ersten Mainacht, und endlich einen uralten Schäfer, der davon die seltsamsten Geschichten zu erzählen wußte und Amulete verschenkte wider die Zauberei, aus den Steinen des gespenstischen Schlosses. — Wenn der

alte Thomas sich sehen ließ, so ging's ihm fast wie dem Rattenfänger von Hameln, dem Alt und Jung folgen mußte, Groß und Klein lief ihm nach und bat um eine Geschichte. Die wildesten Bursche saßen regungslos zu seinen Füßen und die unruhigsten Mädchenaugen hingen still an seinen Lippen, wenn er redete und von jenen längst vergangenen Zeiten erzählte, wo das Schloß des jungen Fürstensohnes noch hart am grünen See in Pracht und Herrlichkeit gestanden. — Die Knaben unterbrachen ihn dann oft mit ihren Fragen und wollten wissen, was für Waffen und Wehrgehänge der Conradin getragen und wie viel edle Rosse in seinem Stalle er beherbergt, und wie viel Dienerschaft, und wie groß die Zahl der Feinde, die er auf seinem Feldzuge in Italien, in der Schlacht von Porte de Valle mit seinem guten Schwert getödtet. Auch von seinem] fröhlichen und getreuen Freunde, Friedrich von Baden, wollten sie hören und von dem bösen Karl von Anjou, der sie beide auf dem Markte von Neapel hinrichten ließ. — Die Mädchen dagegen fragten erst am Schlusse der Geschichte vor allen Dingen nach der Kleidung Conradins und nach seinen Augen, auch nach seinem stattlichen Oheim, der ihn, der Sage nach, auf eben diesem Schlosse besucht, nach dem ritterlichen Manfred, Fürsten zu Tarent, mit besonderer Neugier aber nach dessen Gemalin, der jungen wunderschönen Helena. — Sie war es ja gewesen, so hatte der Alte berichtet, die mit ihren Zau-

berkünsten das Herz des jungen Knaben so berückt, daß er ihr hatte nachziehen müssen in das Land Italia voll heißer, sehnsüchtiger Liebe. — Seit sie sein Schloß verlassen, fand er nicht mehr Ruh noch Rast. Seine Wangen erbleichten und seine Augen erloschen, er verweilte bis in die Morgendämmerung hinein tagtäglich auf dem Altan, allwo er an ihrer Seite gesessen, schlug die Laute, was er meisterlich verstand und sang ein süßes Lied dazu, das er selber gedichtet. — — Gar manche Bewohnerin von Arbon wußte sie auswendig jene beiden letzten schönsten Verse:

„Was hülfe mir die Sommerzeit
Und diese lichten langen Tage?
Nur eine Frau mir Trost verleiht,
Von der ich großen Kummer trage:
Will sie mir geben hohen Muth,
Sie thäte tugendlich daran,
Wenn meine Freude würde gut.

Wenn ich mich von der Lieben scheide,
So ist's um all mein Glück gethan,
O weh, jetzt sterb' ich fast vor Leide,
Daß ich es je mit ihr begann.
Ich weiß nicht, Frau, was Freuden sind,
Mich läßt die Liebe sehr entgelten,
Daß ich an Jahren bin ein Kind." —

Der alte Schäfer hatte aber auch seine Lieblinge unter seinen Zuhörern, denen er auch wohl einmal eine ganz besondere Geschichte erzählte vom Conradin und

der Helena, die er durch Feld und Wald führte, um ihnen die Plätze und Pfade zu zeigen, auf denen der junge Fürst einst zu weilen und zu wandeln geliebt. — Diese Auserwählten erfuhren dann mehr als alle Andern und waren nicht wenig stolz ob dieses Vorzugs. Zur Zeit waren es seltsamer Weise der wildeste Bube im ganzen Canton, der 16jährige Neffe des Organisten von Arbon, der hübsche Vincenz, und ein Mädchen von 12 Jahren aus Morbigny, das eben bei dem freundlichen Musiker zum Besuch, eines Malers Töchterlein, Angelica Kaufmann. — Ihre Mutter war eine Base des Organisten und seine heimliche Liebe gewesen, so heimlich freilich, daß sie selber es erst erfuhr, als sie bereits dem hübschen fröhlichen Maler Herz und Hand geschenkt. — Ein wenig Herzeleid gab es in Arbon, als das reizende Mädchen entführt worden war — aber die wunderthätige Maria im blauen Mantel war ja da, und — die Musik, die heilten beide allmälig die brennenden Wunden. Und als erst ein Kind da war, drüben in Morbigny, die blonde Angelica, gewann es der Organist auch über sich, herüber zu fahren und die Geliebte als glückliche Frau und Mutter wieder zu sehen. Später besuchten ihn Mutter und Töchterchen in Arbon, und endlich war es selbstverständlich, daß Angelica in jedem Frühjahr auf ein paar Wochen herüber kam. Das war dem alternden Herrn auch am liebsten, — er hatte das Kind gern allein, — der Anblick der

Mutter machte ihm doch noch leise Schmerzen und brachte seltsame Gedanken, und mit dem Maler konnte er sich beim besten Willen nun und nimmermehr befreunden. — Wollte doch der wunderliche Mensch nicht einsehen, daß die Kunst der Malerei sich zu der Kunst der Musik nur verhalte wie eine Dienerin zu einer königlichen Herrin. Und dann — wie war es möglich, es in demselben Raume länger als höchstens eine Stunde auszuhalten mit einem Jemand, den keine Quinten- und Octavengänge störten, der nicht Dur von Moll zu unterscheiden vermochte und von einem Musikstück kecklich behauptete, daß er es nie in seinem Leben gehört, während es ihm doch am Tage ja oft eine Stunde vorher vorgespielt worden. —

Es war ein Wunder, daß die Angelica so musikalisch und die süßeste Stimme von der Welt hatte und die gelehrigste Schülerin des Organisten von Arbon wurde. Wenn sie die Arien der Lotti und die Sopranstimme in den Psalmen des Marcello, oder Sätze des Stradella oder Hasse sang, traten ihrem Lehrmeister die Thränen in die Augen über diese silberhellen, unschuldigen Töne, und regelrechten geschickten kleinen Schnörkel und Kirchentriller. »Du mußt eine Sängerin werden,« sagte er dann, worauf sie aber immer die Antwort gab: »Der Vater will, daß ich Malerin werden soll, und ich möcht's auch!«

Ja — daß sie in wunderbarer Weise zeichnete und

malte, war ihr einziger Fehler nach der Meinung des Organisten. Wenn sie bei ihm war, durfte sie auch vor seinen Augen weder Stift noch Farben anrühren. Dagegen verbot er ihr nicht, den Vincenz ein wenig zu unterweisen, der sonst doch bei keinem Lehrer auch nur einen ordentlichen Strich gelernt hätte. — Die Angelica konnte ihn aber zu Allem überreden, für sie ging er durch Feuer und Wasser. Da war kein Baum zu hoch, wenn es galt, für sie eine Frucht herabzuholen, kein Fels zu steil, wenn dort eine Blume blühte, nach der sie Verlangen getragen, kein Graben zu breit, wenn am entgegengesetzten Ufer ein schöner Schmetterling flog, den Angelica bewunderte. — Vincenz war in der That ein wenig verrufen in Arbon wegen seines Uebermuthes und seiner Wildheit, aber gram konnte ihm deshalb doch Niemand recht sein. Jeden Unfall wie jeden tollen Streich im Städtchen selbst wie eine Meile in Umkreise pflegte man auf den Neffen des Organisten zu schieben, zerbrochene Fensterscheiben und ausgeblasene Eier, umgeworfene Milchtöpfe wie abgedeckte Dächer und ähnliche Dinge — Alles hatte Niemand als »der tolle Vincenz« gethan. Dabei lachte er noch jedem Scheltenden geradezu in's Gesicht — und wenn man ihm eben nicht bitterböse wurde, so geschah das, weil der Goldgrund eines guten Herzens ihm aus den Augen blitzte. Wenn man sich auch kopfschüttelnd von ihm erzählte, daß er dem reichen Hans die besten Aepfel gestohlen, so

flüsterte man sich zugleich in die Ohren, daß er sie doch nur der armen blinden Lise in die Kammer getragen; hatte ihm sein Pathe, der Herr Bürgermeister, ein blankes Geldstück oder einen neuen Wams geschenkt, so besaß er beides nie länger als höchstens einen Tag. Ersteres schleppte er zum verlassenen Gretli hinter der Mauer, damit sie sich und ihrem kranken Kinde einen guten Tag mache, und in dem Wams stolzirte der Hirtenbub Sonntags einher, der keinen Vater noch Mutter mehr hatte und keinen so »guten Oheim« und »schenklustigen Herrn Pathen«, wie der Vincenz selber. Der Organist würde noch mehr über ihn geseufzt haben, wenn er nicht in der Musik so Staunenswerthes leistete. Er spielte die Orgel mit wunderbarer Geschicklichkeit, hatte ein Gedächtniß, daß der alte Herr zuweilen erschrak, und alle Anlagen, ein bewunderungswürdiger Musiker zu werden. — »Ich werde sparen, damit er dermaleinst nach Italien pilgern, und in der Peterskirche zu Rom die Messen des Allegri und Astorga hören kann,« sagte sich der Organist von Arbon zu tausend Malen und unterwies den Knaben zeitig in der süßen Sprache des gelobten Landes, und das Italienische lernte er auch. — Es gab übrigens doch zwei Plätzchen auf der Erde, allwo Vincenz ruhig und ernst war, nämlich vor dem grünen Hügel neben der Kirche, wo Vater und Mutter schliefen, und neben jenem Tische, an dem die Angelica zu zeichnen pflegte, wenn sie ihm Unterricht gab. — Er selber that und

lernte dabei nicht viel, er liebte es nur ihr zuzusehen, wenn sie die Linien und Striche so sicher zog mit dem Stift in den feinen Fingern, und sich so tief darüber hinneigte, daß ihr die Glut in die Wangen stieg und wohl auch eine Locke dem blauen Bande, das sie zurückhielt, entschlüpfte und in ihrer goldenen Schwere bis auf das Papier fiel. So große Lust er bei solchem Anblicke verspüren mochte, sie abzuschneiden, wagte er es doch nie. Die Angelica erschien ihm nämlich hier so ganz anders als sonst, nicht wie die fröhliche junge Gespielin, sondern wie eine ernste Dame, mit einem so seltsamen leuchtenden Blick, daß er zuweilen ordentlich ein wenig Furcht vor ihr hatte. Es war nur schlimm, daß dies Gefühl aufhörte, sobald das Mädchen den Stift niederlegte.

In dem Frühling aber, von dem ich jetzt reden will, waren die beiden aber unzertrennlicher denn je, und Vincenz war auch nicht gar so toll — sie wußten, daß sie für lange Zeit zum letzten Male hier zusammen sein durften. Angelica's Vater siedelte nämlich nach Como über, um dort für eine kleine Kirche, im Auftrage des Bischofs von Chur, ein Altarblatt zu malen. Vielleicht sollte es später noch weiter gehen — — er träumte von Mailand. — — Angelica sollte Meisterwerke sehen und sollte lernen. Nicht nur für die Musiker gab es ein „gelobtes Land“.

Es war der letzte April. Arbon lag im Abendroth. Die wunderlichen Linien der Algauer Gebirge tauchten klar aus dem Blau des Himmels auf, die Vorarlberger Alpen traten mächtig hervor und ein tiefes Glühen färbte das Schneehaupt des Santis. Auf den durchsichtigen Wellen schaukelten leichte Nachen, denn damals durchschnitten noch nicht die Räder der zischenden und lärmenden Dampfschiffe diese grünen Fluten. Wie eine schleierumhüllte Fata Morgana tauchten die Thürme von Constanz in weiter Ferne auf. Am Ufer hatten die Hände des Frühlings frische Teppiche ausgebreitet — und eine Reihe blühender Bäume zog sich bis an die Mauern der Schloßkirche hin, die auf einer kleinen Anhöhe wie auf einem Blumenberge lag, — so üppig bedeckten die goldig schimmernde Potentilla aurea, die blaßblaue Anemone vernatio und der feine Crocus den Boden.

Der Frühling in der Schweiz ist verschwenderischer als in unserm Norden — vielleicht weil er kürzer ist. Es liegt ihm wohl daran, ein recht gutes Andenken zu hinterlassen, deshalb verstreut er seine Blüthen so üppig und ohne Wahl, und vergißt das versteckteste Winkelchen nicht zu beschenken. — Der Epheu an der dreihundertjährigen Capelle trieb überall lange, blaßgrüne Spitzen, die Blattknospen der Ulme am Portal falteten sich schon langsam auseinander. — Das Licht der ewigen Ampel, im Kampfe mit den glühenden Tinten der untergegan-

genen Sonne, brach matt durch die gothischen Fenster. Orgeltöne füllten den geweihten Raum da drinnen. Der alte Organist von Arbon pflegte jeden Abend um diese Zeit nach dem Ave-Läuten zu spielen, das wußte jedes Kind. Gar Mancher schlich sich zu dieser Stunde in die Kirche, um zu lauschen und — ging getröstet heim. — Es war etwas Wunderbares um dies Orgelspiel, lag das an der Orgel oder an den Fingern des Alten, Niemand konnte es sagen. Eine alte Frau hatte aber diese Uebungen einmal die Engelsingstunde genannt. — »Der Herr Organist läßt die Engeln singen,« — und seitdem nannte Jeder sie so. — Seit die Angelica zum Besuche da war, hatten sich die Zuhörer gemehrt, denn eine süßere Stimme als sie konnte selbst kein Engel haben. — Und der Vincenz pflegte sie beim Singen auf der Orgel zu begleiten, so ernst und ruhig, als ob er ein ganz Anderer. Wenn der Organist die Beiden so beisammen sah vor der Orgel, oder auch daheim vor dem Spinett, wie das blonde, schlanke Mädchen mit dem feinen Gesicht und den gesenkten Augen neben ihm stand, die Hand auf seine Schulter gelegt — — — anders kann ich nicht singen und der Vincenz nicht ordentlich spielen,« erklärte sie, da träumte seine Seele anmuthige Träume. — Wie auf eine einzige Medaille geprägt erschienen ihm diese Köpfe mit ihren verschiedenen und doch so schönen Profillinien, die des Knaben so kühn geschnitten, mit dem funkelnden Auge und der

leicht aufgeworfenen Lippe, — die des Mädchens an die Madonna des Sassoferrato erinnernd — man durfte sie wirklich nicht trennen. — „Sie sind zum Glück geschaffen!“ sagte er sich. — Eine gemeinsame Zukunft voll Licht und Frieden, Sang und Klang — tauchte vor seinem Geiste auf; wie frischer Veilchenduft zog es daher bei diesen Bildern eines Glückes, wie es ihm selber versagt worden war.

Das Ritornell der wunderbaren Siciliana des Pergolese in C-Moll war verhallt. — Vincenz erhob sich und Angelica wandte sich mit einem fragenden Blick zu ihrem Lehrer. — »Ich bleibe dabei,« sagte der Alte, »Du kannst das noch nicht singen, — es hat keinen Sinn, wenn Du das »ogni pena« singst. Ein Kind wie Du weiß noch Nichts von Leiden und Schmerzen und schreit noch nicht nach einem »Strahl von Hoffnung« — und verzweifelt nicht, daß er ausbleibt. Das

»Ma ohi me' cade consolo
Non c'è luogo, non c'è via.
Non c'è modo di sperar — —«

muß ganz anders klingen. Wenn Du deinem alten Lehrmeister eine Beruhigung gewähren willst, so versprich ihm, nicht eher diese Siciliana wieder zu singen, als in zwanzig Jahren etwa. Ich kann's nun einmal nicht vertragen, wenn man Alles singen will, blos weil man die Stimme dazu hat und die Nötchen hübsch treffen kann, mich kränkt's immer in die Seele derer hinein, die

Solches doch mit ihrem Herzblut geschrieben haben. — Du hast mich noch gestern gefragt, was denn die Leute damit sagen wollten, wenn sie der wunderthätigen Maria dort ein Wachsherz opferten, und hast mich recht ungläubig angeschaut, als ich Dir antwortete: weil die Himmelskönigin kranke und schwerverwundete Herzen zu heilen weiß, daß sie ihr Leid vergessen. — Nun, wenn Du einmal um solch' Vergessen bitten möchtest, dann kannst Du auch getrost die Siciliana singen. — Lieber ist mir's freilich, Du lernst sie nie — oder ich hör's wenigstens nicht. — Und nun kommt, wir wollen nach Hause gehen, — ich stecke in einem Fugensatze, der muß noch fertig werden vor Morgen.«

Sie trafen zusammen in's Freie. Ob nun in Folge dieser Ermahnung oder aus Scheu, den leise vor sich hinsummenden Lehrmeister zu stören, es ging gegen alle Gewohnheit auf dem Heimwege sehr einsylbig zu. Sonst war es ein Geplauder, ein Necken und Lachen, das der Alte oft mit dem Zwitschern junger Vögel verglich, heut flüsterte man nur dann und wann ein Wörtchen zusammen, oder warf sich einen bedeutungsvollen Blick zu. Auch von den üblichen Grüßen vor den Hausthüren wurde gar mancher übersehen, und mancher von Kinderhand überreichte Strauß nur mit einem zerstreuten Kopfnicken angenommen. In dem Häuschen des Schäfers Thomas brannte schon Licht. Vincenz warf einen kleinen Stein an das Fenster — — der graue Kopf

erschien — ein Lächeln flog über die verwitterten Züge — er nickte bedeutungsvoll und verschwand wieder. — Das Abendbrod wurde ziemlich hastig und schweigsam verzehrt — dann stellte Angelica die kleine Lampe auf den Arbeitstisch des Organisten. Er war auch bald so in musikalische Meditationen versunken, daß er seine beiden Pflegebefohlenen sich selber überließ. — — Sie hatten sich an das Fenster zurückgezogen, das nach dem Gärtchen herausging. Es war geöffnet, der süßeste Duft der Erde, Frühlingsduft, jenes unerklärliche, unnachahmliche Gemisch wunderbarer Ingredienzien, drang herein. Der Mond war aufgegangen und warf seinen silbernen Schleier über die beiden jungen Gestalten. Angelica's zarte Wangen und blaue Augen erschienen unter ihm noch einmal so reizend. In ihren Zügen lag ein Ausdruck schwärmerischer Sehnsucht, während der Blick des Knaben kühner und zuversichtlicher erschien als je.

„Es ist erst neun Uhr, Angelica," sagte er, „wir müssen noch zwei und eine halbe Stunde warten, ehe Thomas hier am Gartenpförtchen steht."

„Nicht wahr, Vincenz, Du glaubst auch, daß wir es wirklich und ordentlich sehen werden, das Schloß — — denn siehe, sonst müssen wir ja noch ein ganzes Jahr warten bis zur nächsten ersten Mainacht, — und wer weiß, ob ich dann kommen kann, und nicht dem Vater fleißig malen helfen muß in Como oder gar in Mailand, wohin er so gern gehen will."

»Sei nur unbesorgt — wir werden in jedes Fenster hineinsehen können, — denn Du weißt — sie sind alle erleuchtet wie zu einem großen Feste, und ich habe mir vorgenommen, ganz besonders scharf in das Erkerfenster hineinzugucken, da hat der Thomas immer die schöne Helena stehen sehen — und um die ist's mir hauptsächlich zu thun. Aber ärgerlich ist's doch, daß wir nur einen Wunsch aufschreiben dürfen, den uns der Thomas ins Wasser wirft!«

»Ich bin zufrieden, denn ich habe nur Einen, Vincenz.«

»Wirst Du ihn mir auch sagen?«

»Warum nicht! — Ich wünsche mir berühmt, aber recht sehr berühmt zu werden, daß sich der Vater über mich freut.«

»Ist das Alles?«

»Ja — weiter brauche ich nichts.«

»Nun, ich wünsche, daß mir eine so schöne Frau begegne wie die Helena — weiter will ich auch nichts.«

Angelica schlug fast erschrocken die Hände zusammen.

»Aber, Vincenz, was hat denn der Conradin von der Helena gehabt — sie hat ihn doch nur in den Tod getrieben! — — Hast Du das vergessen?«

»Ach, wer denkt denn gleich daran! das kommt aber davon, wenn man nur so wenig wünschen darf! Ich hätte mir freilich sonst ein Schloß und ein

Schatzkästlein, das nie leer würde und eine so wunderschöne Frau gewünscht, daß Jeder vor Liebe toll würde, der sie nur ansähe. — Da habe ich denn das Eine gewählt und das ist doch am Ende das Beste! Sie könnte auch Dir ähnlich sehen, Angelica, nur größer und hübscher angezogen müßte sie sein, — deine engen und kurzen Kleider gefallen mir wirklich nicht. Wenn Du groß bist, mußt Du Schleppen tragen von blauem Sammt wie die Helena. — Du hast doch deinen Wunsch recht leserlich auf einen Zettel geschrieben? Sieh, hier ist meiner. Ein Blinder kann den Namen Helena lesen! Gibt es wohl einen schönern Namen in der Welt?!«

»Geh hinauf in deine Kammer, Angelica,« sagte jetzt der Organist, von seinem Notenpapier aufsehend, »und Du, Vincenz, räume mein Arbeitszeug zusammen — ich will auch zu Bett gehen.«

Das junge Mädchen näherte sich leichten Schrittes und bot dem Organisten die Wange zur guten Nacht. Wenn er nicht noch seine Arbeit im Sinne gehabt, so würde er bemerkt haben, daß die ehe weiche Wange ungewöhnlich heiß — und daß die kleine Hand, die sich in die seine legte, zitterte.

Angelica war ja im Begriff, den ersten Betrug auszuüben in ihrem Leben. Sie wollte Nachts mit ihrem Spielgefährten aus dem Hause schleichen, um mit ihm und dem alten Schäfer am See die Mitternachtsstunde und — das Schloß Conradins zu erwarten. Thomas hatte ihnen verboten, einem Dritten ihren Plan mitzu-

theilen, und nur dann das Erscheinen des Schlosses und die Möglichkeit der Erfüllung ihrer Wünsche verheißen, wenn sie das tiefste Schweigen beobachten. — Und um die Erfüllung dieses ihres Herzenswunsches war es ihr ja vor Allem zu thun — tausendmal mehr als um den verheißenen Anblick des Zaubers. — Berühmt zu werden — dem Vater zur Freude, — ihm helfen zu können, sein Leben zu erhalten, zu erleichtern, war die glühendste Sehnsucht ihres Herzens. — Mit allen Fasern hing dieses Herz an ihm. Vater und Lehrer war er ihr, Freund und Gespiele, Vertrauter und irdische Gottheit. — Für ihn Opfer zu bringen, wäre ihr eine Seligkeit gewesen, — und eine Trennung von ihm machte sie allezeit krank. Sie kam nie mit rothen Wangen von Arbon zurück, und so lieb sie auch den Vetter ihrer Mutter hatte, sowie ihren wilden Spielgenossen, so zärtlich sie an der Mutter selbst hing, war doch das Scheiden vom Vater allezeit ein so schweres, thränenreiches, daß beide Eltern endlich beschlossen, denselben nicht mehr von ihr zu verlangen. Angelica sollte fortan nur in Begleitung des Vaters alljährlich einen kurzen Besuch in Arbon abstatten, und ihre jetzige Anwesenheit dort die letzte längere sein. In der Uebersiedlung der Familie nach Como lag ja Grund genug, Arbon weniger als sonst aufzusuchen.

Mit einem schweren Seufzer hatte Angelica sich von dem »guten Oheim«, wie sie ihn zu nennen pflegte,

losgerissen und ihr Kämmerchen aufgesucht. Dort setzte sie sich, in ein Tuch gehüllt, in einen Winkel, nahe dem Fenster, mit fieberhafter Spannung auf jedes Geräusch lauschend, das des Schäfers Nahen verkünden sollte. — Aber vom Thurme der Schloßkapelle schlug es erst zehn Uhr. Der Mond umhüllte sich — — ein leiser Wind stand auf und sang sein traurig-eintöniges Lied. — Dazwischen wurde der Schrei eines Vogels laut und von fern das Rauschen des See's. — Die kleine Mädchenhand faßte den Wunschzettel, der in der Tasche des Kleides verborgen war, fest und fester. Der Kopf sank gegen die Lehne des Sessels. — Allerlei wunderbare Gedanken und Bilder stiegen auf. Sie sah ihre Staffelei neben der des Vaters stehen: — — — »Angelica, hilf mir,« hörte sie die geliebteste Stimme der Erde sagen. »Wenn wir diese heilige Cäcilia vollendet, pilgern wir nach Rom — — und das glühendste Verlangen meines Herzens erfüllt sich — dort zu wandeln, wo Raphael athmete, und in der Kirche zu beten, die ein Michel Angelo baute. Hilf mir den Ton finden für den Nacken der Heiligen, und das Licht für ihre Augen!« — — Und sie mischte die Farben mit zitternden Händen und glühenden Wangen — — und setzte den Pinsel an — und die Augen der Heiligen leuchteten und lebten. — Das Antlitz des Vaters erhellte sich — — — »wir gehen nach Rom — und Dir danke ich's, mein Kind,« murmelte er, und sie fühlte seine Lippen auf ihrer Stirn.

— Da mitten in diesem süßen Empfinden ist es als ob die Stimme des alten Schäfers ihren Namen nennt. — — Sie rafft sich auf: „Für den Vater!“ — — flüstert sie — „ich will berühmt werden — — wir pilgern nach Rom!“ — — Leise schlüpft sie die Treppe hinab durch Haus und Garten — — der Alte und Vincenz warten schon. — — Schweigend läßt sie sich fortziehen — — fröstelnd hüllt sie sich fester in ihre Umhüllung. — Vorbei an den Blumen und blühenden Bäumen — den Hügel bis an den riesigen Nußbaum mit der Moosbank darunter, so dicht am See, daß die heranschwellende Flut ihre Füße netzen konnte. — Jetzt bricht der Mond wieder hervor, klar und kalt ist sein Licht — — die Berge sehen gespenstig aus, so uralt, so müde — die grünen Fluten todeskühl. — — Wie bleich und finster scheint ihr das gefurchte Gesicht ihres alten Führers, — wie fremd und ernst selbst Vincenz. „Es fehlen noch kaum zehn Athemzüge bis Mitternacht,“ sagte endlich Thomas — — „und darf keiner von uns mit seinen Augen die Wasserfläche verlassen, noch einen Laut thun, bis Alles vorüber — — und wer das Schloß sieht, der werfe seinen Zettel mit einem „Gott befohlen“ getrost in's Wasser.“

Und nun tiefe Stille — — die Uhr der Schloßkapelle schlug schrillernd zwölfmal. — Ein Schauer erschütterte den Körper des Mädchens. Starr hingen die blauen Augen an den Fluten. — — Da regte sich's

seltsam — unruhige Wellen erhoben sich, schwollen auf, wogten heran — — ein wunderbares Rauschen und Stöhnen wurde laut. Die Farbe des Wassers wurde immer durchsichtiger — wie flüssiges Silber schwamm das Mondlicht auf dem See. — Aber ein anderes Licht, goldiger, wärmer als der Mondenschein, zuckte jetzt empor, noch halb verhüllt von dem grünen Wasserschleier — ein ungeheures Etwas hob sich langsam: seltsam geformte Zinnen und Thürme ragten aus dem Wasser hervor, stiegen höher und höher, erleuchtete Bogenfenster blitzten: das Schloß des jungen Conradin stieg auf in seiner alten Pracht. — — Die Zugbrücke legte sich auf's Land — das Schloßthor stand weit geöffnet — in dem ungeheuren Hofe wimmelte es von Knappen und Reisigen, die, um ein hellaufflackerndes Feuer lagernd, den Becher kreisen ließen. — — Aber Angelica's Blicke flogen vorbei an all' diesen Gestalten — um staunend sich in die geöffneten Fenster der Säle zu versenken, aus denen ein Lichtmeer strömte. — Himmel, wie wogte es dort durch einander von schönen und blendenden Gestalten — wie süß war die Musik, die diese Räume durchzog. — Stolze Ritter in prächtigen Kleidern wandelten auf und nieder neben den blendendsten Frauen. — Ja, Vincenz hatte Recht, solch ein schleppendes Sammtgewand war doch ein ganz anderer Anblick als solch' kurzes, enges Wollkleidchen. — Auch schimmernder Atlas floß an den herrlichen Gestalten nieder und edle

Steine blitzten an Hals und Nacken der üppigen Trägerin oder leuchteten Sternen gleich aus dunklem Haar. — — Und dieser königliche Mann mit dem edlen Antlitz, der so frei und sicher einherschritt und für Jeden einen Scherz auf den Lippen hatte oder eine kluge Rede, dessen Augen so stolz blickten, als sei er der Höchste auf Erden — — das war gewiß der Fürst von Tarent, der edle Manfred — — dessen reiches Leben unter den Hufen der feindlichen Rosse verhauchte. — — Und an seinem Arm, diese schwermüthig blickende bleiche Frau in purpurnem Sammet war Constanze, seine Tochter aus der kurzen glücklichen Ehe mit Beatrix von Savoyen, — es war die Braut Peters von Aragonien, der dazu bestimmt sein sollte, den Tod Conradins zu rächen. Ein junger Ritter flüsterte eben einem andern zu, daß wohl die heimliche Liebe zu dem jungen Conradin die schöne Braut so bleich gemacht. Und das mochte wohl Friedrich von Baden sein, jener schlanke, schöne Jüngling, der an ihrer linken Seite ging, mit zärtlichem Blick sich zu ihr herabbeugend. — Warum hatte Conradin sie nie so angeschaut? — Aber wo war er — der edle Hohenstaufe? — — Angelica's Augen suchten ihn lange vergebens. — — Da endlich auf dem epheuumsponnenen Altan wehte es wie ein weißer Schleier. — — Ein wunderbar verlockendes Weib hatte den Arm auf die Balustrade gestützt, den Kopf in die weiße Hand geneigt und sah herüber zu dem blonden Knaben,

der, nachlässig auf der Brüstung sitzend, die Laute im Arm, in dem kurzen grünen Sammtkleide mit geschlitzten Aermeln einem jener anmuthigen Pagen glich, wie sie Angelica oft auf den Bildern ihres Vaters gesehen. — Er lächelte — es war ein entzücktes seliges Lächeln: — dann sang er mit einer weichen bebenden Stimme halblaut den Vers:

»Was hülfe mir die Sommerzeit
Und diese lichten langen Tage,
Nur eine Frau mir Trost verleiht,
Von der ich großen Kummer trage:
Will sie mir geben hohen Muth,
Sie thäte tugendlich daran,
Wenn meine Freude würde gut.«

Angelica hatte diesen Vers so oft vom alten Schäfer gehört. — — Und die wunderbare Frau versuchte eine dunkelrothe Rose aus den blonden Locken zu lösen. Aber es war eine Perlenschnur da, die sie festhielt, und die schönen Hände wurden ungeduldig und rissen die Schnur entzwei, daß die kostbaren Perlen umherflogen wie Regentropfen. Das grüne Sammetkleid Conradins war damit bestreut und die dunkelrothe Rose fiel mitten hinein. — »Blut und Thränen!« rief er plötzlich und wurde bleich. — Sie aber lachte hell auf, erhob sich und sagte: »Ihr bleibt ein Kind! Kommt, laßt uns in den Saal gehen und tanzen.« — Und sie wandelte langsam an ihm vorüber wie eine Königin in ihrem weißen Atlaskleide — und legte im Vorbeigehen

flüchtig ihre Hand auf seine Locken. — —. Und das war die schöne Helena, die junge Frau des Fürsten von Tarent. — Aber Conradin folgte ihr nicht — — er blieb einsam auf dem Altan und hatte die rothe Rose an seiner Brust befestigt und sah mit großen braunen Augen träumerisch in's Weite — — über die grüne stille Wasserfläche hinweg — — und plötzlich mitten in Angelica's Augen hinein. — Da in diesem süßen Schrecken, der sie durchfuhr, dachte sie zuerst wieder an ihren Wunschzettel, den sie in der festzusammengeballten Hand fühlte. Sie wollte ihn in's Wasser werfen — aber seltsamer Weise öffnete sich ihre Hand nicht. — Todesangst durchrieselte sie. — Der Athem stockte — wild schlug ihr das Herz. — Da streckte sie die widerspenstige Hand aus und rief verzweifelt: »Vincenz, hilf mir!« — Wie ein Blitz traf sie ein Zornblick des alten Schäfers, sie sank von der Moosbank entsetzt in die Knie. — — — Ein grelles Licht von der See her blendete ihre Augen: »Helft, alle Heiligen, helft,« hörte sie die angstvolle Stimme des Vincenz — — »die schöne Helena hat das Schloß in Brand gesteckt — — und ich muß mit verbrennen, weil ich sie mir gewünscht habe! Angelica, rette mich!« — — — Mit einem Schreckensschrei fuhr sie empor. — — Sie schlug die Augen auf. — — Das Morgenlicht drang ins Fenster. Fröstelnd mit erstarrten Gliedern fand sie sich, fest in ihr Tuch gehüllt, am Boden liegen, den Wunschzettel noch

in der festgeschlossenen Hand. — Der erste Mai begrüßte die Erde. —

Es war ein Glück, daß Angelica zwei Tage nach diesem verschlafenen Rendezvous von ihrer Mutter abgeholt wurde, um dem bereits nach Como übersiedelten Vater zu folgen — sie hätte sich sonst nicht zu retten gewußt vor den Neckereien ihres Spielgefährten. Vincenz behauptete, mehrmals ganz tüchtige Steine an ihr Fensterchen geworfen und dabei ihren Namen ganz laut gerufen zu haben, und erst im letzten Augenblicke mit dem Schäfer davongelaufen zu sein. »Mit dem zwölften Glockenschlage waren wir am Nußbaum,« versicherte er. »Den Wunschzettel habe ich sofort in's Wasser geworfen.«

»Nun — hast Du das Schloß gesehen?« forschte das Mädchen.

»Freilich! wie kannst Du zweifeln? Nicht ganz so deutlich, als der alte Thomas es beschrieben hat, war's — — aber es war doch zu erkennen! — — Leider feierten sie diesmal kein Fest — es war sehr dunkel — und von der schönen Helena sah ich kein Zipfelchen, und das that mir am meisten leid. — — Uebrigens hatte ich deinen Wunsch doch dem alten Thomas gesagt, obgleich Du's nicht verdientest, verschlafene Kleine, und der hat ihm den Conradin auf irgend eine Weise zu verstehen gegeben, sei also unbesorgt: — Du wirst eine

berühmte Frau und ich ein ganz über alle Maßen glücklicher Mann. So werden wir denn die Maria im blauen Mantel nicht mit unsern Bitten so quälen, denke ich, wie die andern Leute. — — Aber wenn ich einmal traurig wäre, Angelica, und lebte ich auch tausend Meilen weit von ihr, da pilgerte ich doch hierher in diese kleine Kirche und bäte sie allein mir zu helfen. Thätest Du das auch?« —

»Gewiß, Vincenz! Und wenn ich einmal, wie der Oheim sagt, so viel Leid erlebt hätte, daß ich die Siciliana singen könnte, — —ich sänge sie nirgends anders als da oben an unserer lieben Orgel.« — —

»Pflege deine Stimme, daß Du eine gute Sängerin werdest,« sagte der Organist beim Abschiede, »und laß sie mich bald wieder hören.«

»Auf Wiedersehen in meinem Schloß, wenn Du eine berühmte Frau geworden bist und ich mir meine Helena geholt habe,« flüsterte Vincenz mit einem nicht ganz gelungenen Versuch, übermäßig gleichgiltig zu erscheinen, beim Weggehen seiner Spielgenossin. Auch der alte Schäfer hatte sich eingefunden und legte seine Hand mit einem frommen Spruch auf den blonden Scheitel seines Lieblings. Er gab ihr noch einen großen Strauß Frühlingsblumen mit in den Kahn, der sie nach Constanz bringen sollte. — — Lange noch standen die Drei am Ufer — — lange winkte noch die kleine Hand mit dem Strauß — — wehten weiße Tücher grüßend herüber

und hinüber — — aber allmälig wurde der Punct dunkler auf den grünen Fluten, der Nachen verschwand, der für die Zurückbleibenden so Theures dahintrug — — — und nur Einer war unter ihnen, der hoffnungsfrisch und sorglos dachte: »Ich werde sie bald wieder sehen.« —

Kaum sechs Jahre nach diesem Scheiden gab der Organist von Arbon den Engeln im Himmel Singstunde, die kleine Kirche war still und dunkel nach dem Ave-Läuten — — und der grüne Hügel, der seine Hülle deckte, war der nächste an der Ruhestätte des alten Schäfers.

Viele Jahre waren seitdem vergangen, Angelica Kaufmann war eine berühmte Frau geworden, auch ohne daß der kleine Wunschzettel in's Wasser gefallen. Man nannte sie Deutschlands größte Malerin, und ihr Vater sonnte sich in dem Glanze ihres Namens. — — Und nur kurze Zeit hatte sie diesen Namen vertauscht gegen einen andern; ihre unselige Ehe, von wenigen Wochen, mit jenem eleganten Betrüger, dem schönen Kammerdiener eines schwedischen Grafen, der sich das reinste, edelste Herz zu erringen gewußt, — war gelöst, und für ungiltig erklärt worden: — Frau von Horn nannte sich wieder Angelica Kaufmann. — — Aber das Herz des Weibes vergißt sein Liebesleid nicht, wie man Schmerzen des Körpers vergißt. — Angelica's Herz war in

seinen feinsten Empfindungen verletzt und blutete unaufhörlich. — — Die Luft Englands, wo sie die seligsten und schwersten Stunden ihres Lebens durchkämpfte, bedrückte ihre Brust. — — Aus Liebe zu ihrem Vater hielt sie sich aufrecht — — lebte einige Zeit in Irland, suchte Zerstreuung in angestrengter Arbeit, bis auch er zu kränkeln anfing und sie bat, ihn nach Italien zu begleiten. — — Ach, sie selbst sehnte sich dahin, es zog sie mit Allgewalt in das Land des ewig blauen Himmels, aber sie trat ihre Pilgerfahrt mit krankem Herzen und gebeugter Seele an, — — sie fühlte ihre Schwingen gebrochen. — — Aber sie reisten — und ein liebenswürdiger Kunstgenosse, der Maler Zucchi, begleitete Vater und Tochter, — — angeblich, um den Ersteren zu pflegen — — im Grunde aber, um der Längst- und Heimlichgeliebten nahe zu sein. Man nahm den Weg, auf den Wunsch Angelica's, durch die Schweiz. —

Und es war wieder der letzte April und ein Frühlingstag voll Weichheit, Duft und Glanz. — Wieder wie vor so langen Jahren schimmerten die Fenster der kleinen Schloßkapelle zu Arbon im Abendroth. Aber Engelsingstunde wurde nicht gehalten wie damals, — die Kirche war leer und voll süßer Dämmerung. Nur das Krönlein der Maria funkelte geheimnißvoll vom Altare herüber — und der wunderthätige Mantel trug noch sein tiefes Blau. — Niemand sah die schlanke, bleiche Frau in schwarzer Kleidung, die jetzt vor der Himmels-

königin niederkniete, ein kleines, goldenes Herz an einer Haarschnur vom Halse löste und es zu Füßen der Gebenedeiten befestigte, mitten unter jene unzähligen Herzen, die dort hingen. — Was sie dabei gebetet — — wer konnte es sagen — — aber sie stand wohlgetröstet auf, denn ihr Gesicht sah nicht mehr so krank und müde aus, wie vordem, ein sanftes Licht war in ihren Augen und sie athmete tief auf, wie von einer schweren Bürde befreit. — — Dann stieg sie mit leisen Schritten die wohlbekannte dunkle Treppe hinauf, die zum Orgelchor führte. Eine Männergestalt in der dunklen Tracht der Mönche aus dem Hospitz von St. Bernhard saß eben an der Orgel und legte eben die Hände auf die Tasten, die Tonwellen stiegen auf und schwollen an — wie ein Strom brauste es heran — die Harmonien lösten sich in das wunderbare Ritornell der Siciliana des Pergolese. — — Da sank eine feine, weiße Frauenhand auf die Schulter des Spielenden — — eine Hand, durchsichtig und zart, wie sie »Nachts auf kranken Herzen« liegt — und eine verschleierte, aber dennoch unendlich süße Stimme setzte das traurig leidenschaftliche:

»Ogni pena più spietata«

ein. —

Ein klein wenig nur war der Mönch bei der Berührung zusammengezuckt, — nur flüchtig hatte er den Kopf gewendet, einen einzigen Blick hatten sie gewechselt, dieser Mann und diese Frau — — sie reichten sich

zur ersten Begrüßung die Hände, als die letzten Worte verhallt waren. — — Traurig und tief versenkten sich ihre Augen in einander — — dann sagte die Sängerin leise: »Ich glaube, jetzt kann ich dies trostlose Lied singen — — aber es ist doch gut, daß es Niemand gehört als Du, Vincenz! — Sieh, ich kam hierher — — als ich es gelernt, wie ich Dir einst versprach.« —

»Arme Angelica,« antwortete er, »ich weiß Alles — — eine berühmte Frau kann keine Geheimnisse haben. — — Ich kenne dein reiches und doch gebrochenes Leben. — — Heute Nacht könntest Du einen neuen Wunsch in den See werfen. Du denkst doch noch an das Schloß Conradins?« — — Ein sanftes Lächeln glitt über ihr edles Gesicht, ein Lächeln der Erinnerung an eine frohe, sorglose Jugendzeit, und ließ es für einen Moment wieder jung und glücklich erscheinen. — Dann schüttelte sie den Kopf. »Ich denke wohl daran, Vincenz, — aber ich muß noch diesen Abend weiter — dem kränkelnden Vater zu folgen, den ich mit dem Maler Zucchi, unserm treuen Freunde, vorausreisen ließ. Wir gehen nach Venedig. Ich aber mußte hier in Arbon das Grab unseres Lehrers besuchen und vor der wunderthätigen Maria beten. — Ich verstehe es jetzt, was die Leute von ihr erflehten. — — Aber daß ich Dich hier finden würde, und so finden, wie konnte ich's träumen?! Hast Du so früh schon den Frieden gefunden, glücklicher Vincenz — und ist auch dein Wunsch und Traum wirk-

lich nur Wunsch und Traum geblieben?« — Sein Gesicht, das an die Köpfe der Märtyrer, Heiligen, des Ribera und Murillo erinnerte, leuchtete vor Erregung. Die krankhafte Blässe machte einer fieberhaften Röthe Platz. Wie schön war er geworden! — — — »Alles erfüllte sich,« rief er mit fliegendem Athem, »nur daß die gefundene, wirkliche, lebendige Helena schöner war als jene, die wir im Traum und in den Erzählungen des alten Schäfers zu sehen meinten. — — O, ihre Augen allein hatten die Macht, eine Welt in Flammen zu setzen — wie es ihre Namensschwester, die Trojanerin, gethan. — Setze Dich zu mir, Angelica, Dir will ich Alles erzählen – — zum ersten und zum letzten Male will ich von dieser meiner Liebe reden. — — Sieh, ich bin seit vier Monaten hier in Arbon — — seit zwei Jahren lebt dein ehemaliger Spielgenosse als dienender Bruder im Hospiz des St. Bernhard. — Sie haben mich zur Erholung hierhergeschickt, und sagen, meine Brust sei krank. — — Ich warte mit Sehnsucht auf meine Genesung — — o, mich zieht ein unendliches Heimweh hinauf in meine Todeseinsamkeit, hinauf in die stille Schmerzensregion — es kühlt so wunderbar das ewige Eis da oben. –

»Ich glaube, ich schrieb Dir damals vor meiner Abreise noch einmal, wohin der Oheim mich schickte mit Empfehlungen an den gelehrten Franciscaner Pater Calegari, Magister Musices am Dome von S. Marcus. —

— Ich wurde sein Schüler und lernte mit Feuereifer. Die fremde Sprache wurde mir leicht, die Studien beim Oheim in Arbon hatten mich vorbereitet. — Aber ich lebte in Venedig, Angelica, weißt Du, was das sagen will? In der Stadt der Märchen athmete ich — am Tage in Tönen, in der Nacht auf geheimnißvoll rauschenden Wellen — unter einem tiefblauen Sternenhimmel, auf den Kissen einer Gondel — an erleuchteten Palästen vorübergleitend — oder inmitten einer fremden Menge auf erleuchteten Plätzen auf- und niederwandelnd, fremd und wie im Traum. — Die schönsten Frauen streiften an mir vorüber — Augen trafen mich, deren Blick mich durchschauerte. Venedig erschien mir wie das Schloß Conradins, schwimmend auf den Wogen, erleuchtet, blumendurchduftet und voll wundervoller Frauen und stolzer Cavaliere. — — Und doch konnte ich das berauschende Treiben vergessen in der kleinen Zelle meines ernsten Lehrers — vor seinem Spinett, — oder neben ihm an der Orgel in der Kirche von S. Marcus. Da sollte mich endlich ein anderes Licht treffen, leuchtender, klarer als jenes, andere Wellen mich tragen, goldiger und mächtiger denn die Wellen des Canal Grande und die Wogen der Adria. — Eines Tages hatte der Pater Calegari die Orgel herrlicher denn je gespielt. Es waren Sätze von Astorga und Leo, eine lautlose Menge füllte den ungeheuren Raum des Domes. — — Als wir hinabgingen, zitterte ich noch

an allen Gliedern, so mächtig hatte mich das Spiel meines Lehrers erregt. — — Am Ausgange stand eine verschleierte Frauengestalt. Ein Diener hinter ihr. — Mondschein füllte die kleine Vorhalle, wo wir uns trafen. -- »Ich mußte warten, um Euch zu danken, Pater Calegari,« sagte eine süße Stimme, und eine Hand streckte sich nach der Hand des Paters aus; »Ihr habt mein sündiges Herz erschüttert.« — Und den Schleier zurückschlagend, neigte sich das zauberhafteste Frauenantlitz über die runzelvolle Hand Calegari's und die frischesten Lippen der Welt küßten sie so andachtsvoll, als ob sie die Finger eines Heiligen berührten. — Der Pater ließ sie gewähren — lächelte ihr zu, machte das Zeichen des Kreuzes über ihre Stirn und ging schweigend weiter. Ich aber blieb noch stehen — — wie lange weiß ich nicht — und da trafen sich ihre Augen und die meinen. — — — Ach, Angelica — — vermagst Du mir zu erklären, was es ist, das so von Auge zu Auge fliegt — — wie jenes Etwas heißt, das zwei Augen für uns zu alleinseligmachenden werden läßt — zwei Augen in der ganzen weiten Welt — — während tausendmal schönere, leuchtendere den Weg zu unserer Seele nimmer finden? — — Sie ließ den Schleier sehr langsam niederfallen und wandte sich mit stolzer Grazie zum Gehen. — Ich folgte ihr — bis an die Piazzetta, wo sie in ihre Gondel stieg. — In dieser Nacht verließ ich meine kleine Kammer nicht wie sonst, um draußen

umherzustreifen, aber das Fenster riß ich auf, daß die laue Nachtluft hereinströmte, und mit ihr der ferne verlorene Klang einer Mandoline — dann und wann die abgerissene Strophe eines Liedes, wie sie die Gondolieri singen. — — Und die edle Kuppel von S. Marcus ragte über dem Gewirre von Häusern hervor, vom Mondlicht versilbert, wie ihre Gestalt aus dem Chaos meiner Gedanken. Ich starrte darauf hin — bis mir der Kopf auf die Arme sank und ich einschlief. — Aus wilden, verworrenen Träumen weckte mich der kühle Morgenwind.

»Meine contrapunctistischen Arbeiten, die mir sonst so leicht wurden, wollten mir an diesem folgenden Tage nicht mehr glücken — — ich brachte sie erst gegen Abend meinem Lehrmeister, und zum ersten Mal mit einiger Sorge. — Er empfing mich aber gütig wie immer — — und sah sie durch. — Nach einer Weile blickte er aber auf und sagte: »Mein Sohn, ich habe Euch der Marchesana Helena Strozzi als Musiklehrer empfohlen. Ich werde Euch heut' bei ihr einführen. Sie hat Talent und — Capricen — sie möchte die Orgel spielen lernen — ich habe ihr aber den Rath gegeben, zuerst das Spinett tüchtig zu üben. Diese Beschäftigung wird ihr helfen, den jungen Palfi zu vergessen, der nach Rom zurückgehen mußte und einen Theil ihres leicht erregbaren Herzens mitnahm, wie man sagt. — Laßt sie Sätze des Lotti und Stradella spielen, so wie

des Sparlatti und Marcello. Ich denke, sie wird bei solcher Vorbereitung die Lust zur Orgel verlieren. Ihre Hände gehören nicht auf das Instrument der heiligen Cäcilia, — sie sind dazu geschaffen, Blumen zu berühren und mit weltlichen Dingen zu tändeln, diese kleinen, weichen Finger! — — Benehmt euch ernst und geschickt, und fürchtet Euch nicht vor dem finstern Gesicht des Marchese, ihres Gemahls, er ist der mildeste und gütigste Herr der Welt.«

»Du erräthst das Uebrige, Angelica, — — — Helena Strozzi war jene Frau im Schleier im Dome von S. Marcus, und ich wurde ihr Lehrer. — — — In der Gallerie Manfrini hing damals eine schöne Copie des Porträts der unglücklichen Beatrice di Cenci. Es war das Bildniß der schönen Helena. Dasselbe goldschimmernde Haar, dieselben tiefen, wunderbaren Augen ohne bestimmte Farbe, dieselbe edle Stirn, die feingeschnittene Nase, der üppige, wunderschöne Mund. Nur der Ausdruck jener unendlichen, verzweiflungsvollen Trauer, der den Kopf der Cenci so hinreißend macht, fehlte — — heiterste Lebenslust strahlte aus ihren Augen, lächelte von ihren Lippen. — — Zuweilen nur verschleierte sich ihr Blick, zog eine Wolke über die weiße Stirn, — — ich wußte, daß sie dann an den geschiedenen Freund dachte, und ein seltsam wildes Gefühl, soll ich's Schmerz oder Zorn nennen, stand bei

solchem Anblick in mir auf. — Wozu Dir weiter Schritt um Schritt erzählen, — — unter Venedigs Himmel reifen die Gefühle schnell, und der Baum der Liebe trägt dort Blüthen und Früchte zugleich. — — Es war eine wilde Liebe — unsere Liebe — die Alles wagte und der Alles gelang — denn mit den Muthigen ist ja das Glück. Und Glück brachten sie, namenloses, berauschendes Glück jene Gondelfahrten nach Murano, jene gefährlichen, verstohlenen Zusammenkünfte in den Arcaden der Piazzetta, in der Vorhalle der Kirche der Maria Salute, auf den Maskenbällen in den Palästen der vornehmen Venezianer — — denn sie, die Gefeierte von allen — — und ich, der arme fremde Musiklehrer, der junge, unbedeutende Schüler des gelehrten Franciscaners, waren unzertrennlich. — Zu tausend Malen fragte ich sie: „Warum liebst Du mich?“ Und sie lachte mich mit ihren verführerischen Augen an und antwortete: Weil ich nichts Besseres zu thun weiß — und weil Du der Schönste in ganz Venedig bist!“ — —

„Ach, wie wahnsinnig waren die Gedanken und Pläne, die damals zuweilen in meinem Kopfe aufstiegen. Ich wollte sie entführen — mit ihr fliehen, sie auf meinen Armen hierher in diesen versteckten Winkel nach Arbon tragen und den Oheim bitten: „Verbirg uns Beide!“ — Sie scherzte über diese Träume eines Schwärmers. — — „Wollt Ihre meine ganze Einrichtung und meinen Palazzo selber mitnehmen,

so bin ich es zufrieden," sagte sie, "aber es darf kein Stück zurückbleiben, auch meine Gondel und Beppo, der Gondoliere, nicht, damit wir auf Eurem grünen See fahren können." — — Der finstere Marchese kümmerte sich anscheinend sehr wenig um uns, aber Helena fürchtete ihn doch sehr, während ich selbst, so oft er mir begegnete, das Verlangen in mir aufkochen fühlte, ihn niederzustoßen. — — — — — — —

"Ein Jahr flog in diesem tollen Rausche dahin: — mein Oheim lag im Sterben und verlangte mich noch einmal zu sehen. — — Ich riß mich von Helena los. — "Auf ewig treu!" lautete ihr Abschiedsschwur, von Thränen und Küssen begleitet. Ich eilte zu ihm, dem treuen Schützer meiner Jugend. — Ach! sie zeigten mir sein Grab, als ich ankam. — Der Schmerz und die wilde Hast der Reise brachten mir ein schlimmes Fieber. Viele Wochen lag ich ohne Besinnung. — Monatelang war ich schwach wie ein Kind — — dann aber brach ich auf nach Venedig in tödtlicher Angst — denn alle meine Briefe nach Venedig waren ja ohne Antwort geblieben. — — Mein erster Gang war in den Palast Strozzi. — — Er war geschlossen. — Ein alter Diener sagte mir, daß sein Herr auf viele Jahre mit seiner Gemahlin auf Reisen gegangen sei — wohin wisse er nicht genau — zuerst nach Rom, — dann vielleicht nach Neapel und Paris — — seit drei Monaten schon sei er mit ihr abgereist. — —

»Halb sinnlos eilte ich zu meinem Lehrmeister. — — Ich fand ihn gefährlich erkrankt. »Mein Sohn, — die Heiligen wollen Dir helfen — — deine schöne Freundin hat Venedig verlassen. Tödte nun deine sündige Liebe, die mich schwer bekümmert hat, und bleibe bei einem Sterbenden,« sagte er, als ich ihm mein Herz geöffnet in meiner bittern Noth. — — Ich blieb bei ihm unter den furchtbarsten Qualen, wochenlang, bis er gestorben. — — Dann durchzog ich die Welt nach ihr — — ich hätte sie ja in der Hölle gesucht, wie konnte ich sie auf Erden wissen, ohne sie zu sehen. — — So lange das kleine Vermögen des guten Oheims reichte, konnte ich ja reisen, auch hier und da länger verweilen. Dann wanderte ich in immer bescheidenerer Weise und endlich durchzog ich mit einer Mandoline die Städte und Dörfer, ein armer bettelnder Sänger. — Die Familie der Strozzi in Italien ist groß — tausend- und aber tausendmal wurde ich irregeführt, getäuscht. Der Mühseligkeiten und Entbehrungen achtete ich nicht — — der eine Gedanke war ja quälender als äußere Noth und Körperschmerzen: Helena voll Gram, Helena um mich weinend und sich nach mir sehnend! — — — Laß mich Dir kurz Alles sagen. — — Ich fand Helena. — Wie lange ich hin- und hergestreift weiß ich nicht. — Aber es war in Paris bei einem Feste, das die junge Königin Maria Antoinette in Trianon gab, als ich sie an dem Arm eines jungen Mannes zuerst wiedersah, — im

strahlendsten Schmuck, verführerischer, blendender als je. — — — „Seht die schöne Helena Strozzi, wie schnell hat sie die Witwentrauer abgelegt,“ hörte ich um mich her flüstern. — — Ich drängte mich durch die Menge, vielleicht sah ich seltsam wild aus in diesem Augenblick — man wich scheu vor mir zurück. — Im Nu war ich an ihrer Seite —— und legte meine Hand auf ihren Arm. — — Sie sah mich an — — einen Augenblick flog eine tödtliche Blässe über ihr Gesicht — sie hatte mich erkannt. — Zu gleicher Zeit fühlte ich mich zurückgeschleudert, — der Diener hatte den zudringlichen Bettler auf Befehl seines Herrn gefaßt. — Ich schlug ihn nieder. — „Kennt Ihr ihn?“ hörte ich jetzt Helena's Begleiter fragen. —— „Laßt ihn in ein Hospital bringen, bis wir abgereist sind,“ antwortete ruhig die süßeste Stimme der Erde, „es ist mein ehemaliger Musiklehrer, den die Liebe zu mir ein wenig toll gemacht. Ich hatte ihn nach Deutschland zurückgeschickt —— es ist ein Wunder, daß er meine Spur gefunden.“ — — — — Fünf Jahre war ich wirklich ein Wahnsinniger, Angelica —— nachher verlangte ich in den Orden der Mönche im Kloster des St. Bernhard einzutreten. — — Die barmherzigen Brüder des Klosters zum Herzen Jesu, die mich mit rührender Geduld gepflegt, ließen mich hinbringen. — —

„Das ist die Geschichte der schönen Helena und des Bruders Vincenz. — Er hat beten gelernt zu der wun-

derthätigen Maria von Arbon um Vergessen — — bitte mit, Angelica, daß er es finde.« — — —

Und er fand es. An demselben Tage, als Deutschlands größte Malerin in Venedig in dem Zimmer ihres Vaters ihren ersten Brief an den Jugendgespielen begann, unter dem Läuten der Glocken von St. Marcus, legte die allbarmherzige Himmelskönigin ihm leise die Hand auf's kranke Herz und er genas auf ewig. —

Nach Jahren auf ihrer Rückreise nach England, als die Gattin Zucchi's, besuchte Angelica wiederum Arbon und die theuren Gräber. Dann führte sie ihren Mann unter den Nußbaum am See, wo das Schloß Conradins auftaucht in der Nacht zum ersten Mai. —

Schweigend schauten Beide auf den grünen, leise zitternden Wasserspiegel. — — »Und wenn das Zauberschloß in diesem Augenblicke wieder erstände — — welchen Wunsch würde Angelica jetzt haben?« fragte der ernste Mann weich, und zog die geliebte Gestalt fester an sich. — —

»Keinen,« — antwortete sie leise und sah ihn an mit dem Lächeln einer Glücklichen.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.